

# Niederdeutsches Wort

BEITRÄGE ZUR NIEDERDEUTSCHEN PHILOLOGIE

begründet von  
WILLIAM FOERSTE †

herausgegeben von  
JAN GOOSSENS

Band 22  
1982



ASCHENDORFF · MÜNSTER

Das NIEDERDEUTSCHE WORT wird veröffentlicht von der Kommission für Mundart- und Namenforschung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe unter Mitarbeit der Niederdeutschen Abteilung des Germanistischen Instituts der Universität Münster.

Die Zeitschrift erscheint jährlich in einem Band.

Herausgeber: Prof. Dr. JAN GOOSSENS  
Redaktionelle Arbeiten: Dr. GUNTER MÜLLER  
Magdalenenstr. 5, 4400 Münster

Copyright © 1983 by Kommission für Mundart- und Namenforschung  
Westfalen, Magdalenenstraße 5, 4400 Münster

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die des Nachdrucks, der fotomechanischen oder tontechnischen Wiedergabe und der Übersetzung. Ohne schriftliche Zustimmung des Verlages ist es auch nicht gestattet, aus diesem urheberrechtlich geschützten Werk einzelne Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder mittels aller Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien zu verbreiten und zu vervielfältigen. Ausgenommen sind die in den §§ 53 und 54 URG genannten Sonderfälle.

Printed in Germany

Aschendorffsche Buchdruckerei, Münster Westfalen, 1983

ISSN 0078-0545

Inhalt des 22. Bandes (1982)

Hartmut BECKERS	Zum Wandel der Erscheinungsformen der deutschen Schreib- und Literatursprache Norddeutschlands im ausgehenden Hoch- und beginnenden Spätmittelalter (rund 1170 - rund 1350) .....	1
Gregor BRINKMANN	Zu den Illustrationen in den deutschen <i>Ulenspiegel</i> -Drucken des 16. Jahrhunderts .....	41
Brigitte DERENDORF	Der Wolfenbütteler Druck des <i>Reynke de vos</i> und Gottscheds hochdeutsche Bearbeitung <i>Reineke der Fuchs</i> .....	65
Claus SCHUPPENHAUER	Hermann Claudius <i>Mank Muern</i> . Ein Kapitel von niederdeutscher Ideologie und ihren Folgen ....	103
Katrin JÜNEMANN	Das Verhältnis von Hochsprache und Dialekt in Thomas Manns Roman <i>Buddenbrooks</i> ...	129
Bernhard SCHNELL	Zur Einwirkung des Niederdeutschen auf die lateinische Orthographie des 15. Jahrhunderts am Beispiel des 'Vocabularius Ex quo' .....	145

Hartmut B e c k e r s, Münster

## ZUM WANDEL DER ERSCHEINUNGSFORMEN DER DEUTSCHEN SCHREIB- UND LITERATURSPRACHE NORDDEUTSCHLANDS IM AUSGEHENDEN HOCH- UND BEGINNENDEN SPÄTMITTELALTER (RUND 1170 - RUND 1350)\*

### 0. Zur Forschungslage

Es ist ein ebenso merkwürdiger wie unbefriedigender Zustand, daß in den mehr als 80 Jahren, die seit Gustav Roethes Abhandlung über die *Sachsenspiegel*-Reimvorreden<sup>1</sup> vergangen sind, keine einzige größere wissenschaftliche Arbeit mehr erschienen ist, in der das eigentümliche Spannungsverhältnis, das während des ausgehenden Hoch- und des beginnenden Spätmittelalters in Norddeutschland zwischen den gesprochenen und den geschriebenen Erscheinungsformen<sup>2</sup> der deutschen Sprache herrschte, in seiner geschichtlichen Entwicklung umfassend dargestellt und in den Zusammenhang der allgemeinen kulturhistorischen Entwicklung Norddeutschlands eingeordnet worden wäre.

Dieses Spannungsverhältnis<sup>3</sup> war bekanntlich dadurch gekennzeichnet, daß in dem meist als frühmittelniederdeutsch bezeichneten Zeitraum als Schreibsprache<sup>4</sup> neben der traditionellen inter-

---

\* Der Aufsatz stellt die überarbeitete, erweiterte und um die wichtigsten Literaturnachweise ergänzte Fassung eines Vortrags dar, den ich am 21. April 1982 in Kiel auf Einladung des Germanistischen Seminars der Christian-Albrechts-Universität gehalten habe. Die Diktion des mündlichen Vortrags ist auch in der vorliegenden erweiterten Fassung bewußt beibehalten worden.

1 G. ROETHE, *Die Reimvorreden des Sachsenspiegels* (Abhandlungen d. Kgl. Ges. der Wiss. zu Göttingen, phil.-hist. Kl., N.F., Bd.2, Nr.8), Berlin 1899.

2 Zum Terminus *Erscheinungsformen* (oder *Existenzformen*) vgl. Gabriele SCHIEB, *Probleme der Erscheinungsformen des älteren Deutsch in feudaler Zeit*, Wiss. Zs. der Univ. Rostock, Gesellschafts- und sprachwiss. Reihe 18 (1969) 351-373.

3 Zum Terminus und zum Phänomen des "Spannungsverhältnisses Niederdeutsch - Hochdeutsch im Hochmittelalter" vgl. Th. KLEIN, *Niederdeutsch und Hochdeutsch im frühen Mittelalter*, in: *Stiftung F.V.S. zu Hamburg, Verleihung des Conrad-Borchling-Preises 1981 an Dr. Thomas Klein*, o.O.u.J. [Hamburg 1982], S.11-25, dort S.25.

4 Zur Verwendung des (auf Th. Frings zurückgehenden) Terminus *Schreibsprache* anstatt des für das mittelalterliche Deutsch nicht recht passenden Ausdrucks *Schriftsprache* vgl. H. PAUL - H. MOSER - Ingeborg SCHROBLER, *Mittelhochdeutsche Grammatik* (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte, A 2), 21. durchges. Aufl. Tübingen 1975, S.8ff. Zum gesamten einschlägigen Terminologiekomplex (*Volkssprache - Verkehrssprache - Aus-*

nationalen Bildungssprache Latein zunächst, d.h. ab etwa 1170, lediglich bestimmte Varianten der in Norddeutschland nicht "gewachsenen", sondern nach hier "importierten" mittel h o c h - deutschen Dichtersprache<sup>5</sup> in Gebrauch kamen, daß dann im Laufe des 13. Jhs.s in bescheidenen Ansätzen allmählich auch ein geschriebenes Niederdeutsch aufkam, und daß der eigentliche Durchbruch des Niederdeutschen zum polyfunktional verwendbaren schreibsprachlichen Medium, zur mittelniederdeutschen Standard- oder Schriftsprache<sup>6</sup>, sich erst zwischen 1350 und 1400 vollzog.

In den Handbüchern zur Geschichte der deutschen Sprache<sup>7</sup> begnügt man sich meist mit einem kurzen Hinweis auf diesen Sachverhalt, um im weiteren, nach einer ebenfalls recht pauschalen Erwähnung der Ablösung der mittelniederdeutschen Schriftsprache durch das Frühneuhochdeutsche im 16. Jh., fast nur noch über die Geschichte des Hochdeutschen zu handeln. Aber selbst in den wenigen Darstellungen, die speziell der Sprachgeschichte des Niederdeutschen bzw. der regionalen Sprachgeschichte einzelner niederdeutscher Teilräume gewidmet sind<sup>8</sup>, findet man selten mehr als einen allgemein gehaltenen Hinweis auf die Vorherrschaft der mittelhochdeutschen Dichtersprache in Norddeutschland zwischen rd. 1170 und rd. 1350, ohne

---

gleichssprache - Schriftdeutsch - Schreibsprache - Literatursprache - Dichtersprache usw.) vgl. zuletzt H. MOSER - H. WELLMANN - N.R. WOLF, *Geschichte der deutschen Sprache*, Bd.1: N.R. WOLF, *Althochdeutsch - Mittelhochdeutsch* (UTB, 1139), Heidelberg 1981, S.169ff.

- 5 Vgl. dazu zuletzt WOLF (wie Anm.4) S.175.
- 6 Zur Terminologiefrage vgl. unter anderem K. BISCHOFF, *Über die Grundlagen der mittelniederdeutschen Schriftsprache*, Nd.Jb. 85 (1962) 9-31; J. GOOSSENS, *Niederdeutsche Sprache - Versuch einer Definition*, in: *Niederdeutsch. Sprache und Literatur. Eine Einführung*, hrg. v. J. GOOSSENS, Bd.1, Neumünster 1973, S.9-27, dort S.15f.; R. PETERS, *Mittelniederdeutsche Sprache*, ebd. S.66-115, bes. S.70; sowie D. STELLMACHER, *Niederdeutsch, Formen und Forschungen* (Reihe Germanistische Linguistik, 31), Tübingen 1981, S.44-48. Während Bischoff, Goossens und Peters (wie zahlreiche andere Autoren) für den Terminus *mittelniederdeutsche Schriftsprache* eintreten, spricht Stellmacher vorsichtiger nur von dem Mittelniederdeutschen als einer *Quasi-Standardsprache*.
- 7 Aus Raumgründen führe ich nur das jüngste Werk dieser Art mit vollen bibliographischen Angaben an (MOSER - WELLMANN - WOLF [wie Anm.4]; die älteren Werke sowie die neueren von A. BACH, H. EGGERS, H. MOSER, W. SCHMIDT oder St. SONDEREGGER sind im dortigen Literaturverzeichnis als Nr. 9, 97, 355, 471 bzw. 538 bibliographiert.
- 8 Außer dem Handbuch von GOOSSENS und dem Werk von STELLMACHER (wie Anm.6) ist an erster Stelle zu nennen H.J. GERNENTZ, *Niederdeutsch - gestern und heute, Beiträge zur Sprachsituation in den Nordbezirken der Deutschen Demokratischen Republik in Geschichte und Gegenwart*, 2. völlig neubearb. u. erw. Aufl. (Hinstorff Böckerie, 11), Rostock 1980. Hinzuzuweisen ist auch auf den Forschungsbericht von W. SANDERS, *Die niederdeutsche Sprachgeschichtsforschung*, Nd.Jb. 97 (1974) 20-36.

daß die Wandlungen im Verhältnis zwischen der zunächst herrschenden, dann allmählich zurücktretenden hochdeutschen Literatursprache und der aufkommenden niederdeutschen Schreibsprache innerhalb des fraglichen Zeitraums näher dargestellt, geschweige denn auf ihre Zusammenhänge mit übergreifenden kulturhistorischen Prozessen hin befragt würden.

Nun gehört es zu den wichtigsten Erkenntnissen der jüngeren Sprachgeschichtsforschung, daß die deutsche Sprache des Mittelalters als ein mehrschichtiges Diasystem zu sehen ist<sup>9</sup>, das eine Vielzahl von zeitlich und räumlich, sozial und funktional differenzierten Erscheinungs- oder Existenzformen<sup>9a</sup> in sich schloß. Es wäre daher hoch an der Zeit, daß sich diese allgemeine Erkenntnis über die vielschichtige Struktur des mittelalterlichen Deutsch auch befruchtend auf den überfälligen Neubeginn einer intensiveren Erforschung der schriftlichen Erscheinungsformen des hoch- und spätmittelalterlichen Deutsch in Norddeutschland auswirkte und so dazu beitrüge, daß wir allmählich ein genaueres Bild davon gewinnen, welche Wandlungen sich in der ersten Hälfte der sog. mittelniederdeutschen Zeit in Norddeutschland bei den verschiedenen dort bezeugten Varianten geschriebener deutscher Sprache vollzogen haben.

Im Hinblick auf diese Forschungssituation können die nachfolgenden Darlegungen lediglich das Ziel haben, durch kritische Zusammenschau dessen, was in den acht Jahrzehnten seit Roethes Pionierarbeit zur sprachgeschichtlichen Stellung einzelner Texte neu ermittelt werden konnte, durch Hinweise auf die zahlreich verbliebenen offenen Fragen sowie durch das Einbringen eigener, zum Teil über den Status von Arbeitshypothesen noch nicht hinausgediehener Überlegungen zu einer Belebung des wissenschaftlichen Gesprächs und der Forschung über diesen Problembereich anzuregen.

## 1. *Die Neuanfänge einer deutschen Literatursprache in Norddeutschland im ausgehenden 12. Jahrhundert*

1.0. Die auf das Ende der altsächsischen Schrifttumstradition und den Überlieferungsbruch des 11./12. Jh.s<sup>10</sup> folgenden Neuanfänge einer volkssprachigen Literatur in Niederdeutschland setzen bekanntlich geographisch da ein, wo es zu intensiveren Berührungen zwischen Angehörigen der kulturellen Führungsschicht des niederdeutschen Gebietes und solchen des damals

9 Vgl. dazu GOOSSENS (wie Anm.6) S.10ff. sowie zuletzt STELLMACHER (wie Anm.6) S.46ff.

9a Vgl. dazu SCHIEB (wie Anm.2) sowie STELLMACHER (wie Anm.6) S.46ff. und WOLF (wie Anm.4) S.173ff.

10 Vgl. dazu SANDERS (wie Anm.8) S.27, PETERS (wie Anm.6) S.67 sowie zuletzt KLEIN (wie Anm.3) S.24f.

schon eine gewisse literarische Tradition aufweisenden hochdeutschen Raumes kam. Es waren dies zum einen der braunschweigische Hof des sächsisch-bairischen Doppelherzogtums Heinrichs des Löwen, zum anderen der dem mitteldeutschen Thüringen benachbarte und offenliegende Südrand Ostsachsens mit seinem kulturellen Zentrum Magdeburg. Inwieweit das seit altsächsischer Zeit im kulturellen Strahlungsbereich der niederfränkischen und ripuarischen Rheinlande, insbesondere ihrer Metropole Köln, liegende Westfalen hier ebenfalls eine Rolle gespielt hat, wird noch zu erörtern sein.

1.1. Am wirkungsstärksten war die Ausbildung einer neuen deutschsprachigen literarischen Kultur im Umkreis Heinrichs des Löwen, der als Auftraggeber von mindestens zwei bedeutenden deutschsprachigen Literaturdenkmälern bezeugt ist: des *Rolandsliedes*, das in seinem bairischen Herrschaftsgebiet entstand, und des *Lucidarius*, der nachweislich am Braunschweiger Hof verfaßt worden ist.

Hinsichtlich der äußeren literarhistorischen Fakten zum *Rolandslied*<sup>11</sup> kann ich mich, da diese heute kaum noch strittig sind, kurz fassen: Das Werk ist vor dem welfisch-staufischen Zerwürfnis, vermutlich um 1170, in Regensburg, Heinrichs bairischer Residenz, unter Benutzung der älteren Regensburger *Kaiserchronik* von einem nicht näher identifizierbaren Priester namens Konrad gedichtet worden. Der Abfassungsort des *Rolandsliedes* steht damit fest, nicht aber zugleich auch seine sprachgeographische Ortung. Denn der Sprachcharakter der handschriftlichen Überlieferung des Werks ist nicht homogen: der Grundstock der *Rolandslied*-Sprache ist zwar oberdeutsch-bairisch, doch weisen alle Handschriften auch mehr oder weniger deutliche nördlichere Beimischungen auf. Wie diese Mischsprache (bzw. Mischschreibe) zu erklären ist, ist umstritten. Im 19. Jh. glaubte man, den Dichter Konrad entweder für einen in Regensburg tätigen Rheinfranken oder gar für einen Niederrheiner halten zu müssen<sup>12</sup>; in der ersten Hälfte unseres Jh.s plädierte man demgegenüber entschieden für ein rein bairisches Original und sah in den nichtbairischen Sprachelementen der Handschriften lediglich sekundäre Schreibeinflüsse<sup>13</sup>. Seither

11 Zusammenfassend dazu zuletzt J. BUMKE, *Mäzene im Mittelalter. Die Gönner und Auftraggeber der höfischen Literatur in Deutschland 1150-1300*, München 1979, S.85-91.

12 Vgl. K. BARTSCH, *Das Rolandslied* (Deutsche Dichtungen des Mittelalters, 3), Leipzig 1874 (These: Rheinfranke in Bayern); J. MEIER, *Studien zur Sprach- und Literaturgeschichte der Rheinlande*, PBB 16 (1892) 64-114, dort S.92 (These: "Rheinländer" [ohne nähere dialektgeographische Bestimmung]); O. BEHAGHEL, *Schriftsprache und Mundart*, Akademische Rede, Gießen 1896, S.5 u. 16, Anm.6 (These: Niederrheiner).

13 Vgl. E. SCHRÖDER, *Die heimat des deutschen Rolandsliedes*, ZfdA 27 (1883)

ist die Frage kaum mehr diskutiert worden, wenn man von dem kurzen Hinweis Joachim Bumkes (1979) absieht, der die alte Bartsch'sche These, wonach die Mischschreibe der Überlieferung für ein bereits mischsprachiges Original spreche, erneut zur Diskussion gestellt hat. Wichtig erscheint mir dabei Bumkes Einsicht, daß keineswegs alle nichtbairischen Sprachelemente sich durch diese Hypothese erklären lassen, sondern daß in ihnen zu einem Teil auch Reflexe einer frühen Verbreitung des *Rolandsliedes* nach Norden vorliegen dürften, und zwar sowohl ins mittelfränkische Rheinland als auch in den niederdeutschen Herrschaftsbereich Heinrichs des Löwen. Bumke hat damit eine sehr bedenkenswerte Möglichkeit angedeutet, deren Überprüfung demnächst von Thomas Klein zu erwarten ist<sup>14</sup>. Ohne seiner Argumentation vorgreifen zu wollen, kann auf Grund der von der älteren Forschung zusammengetragenen Fakten folgendes festgestellt werden: (1) Eine Sonderstellung innerhalb der *Rolandslied*-Überlieferung nimmt das Fragment E mit seinem ausgesprochen rheinischen, genauer ripuarischen Lautstand ein. (2) Das klare Ripuarisch von E unterscheidet sich aufs deutlichste von der "unorganisch" wirkenden Sprachmischung insbesondere der ehemaligen Straßburger Handschrift (A) und der Schweriner Fragmente (S). Deren Mischsprache (bzw. Mischschreibe) ist unmöglich am Rhein lokalisierbar. Manche der in A und S vorliegenden nichtbairischen Elemente sind zwar allgemein mitteldeutsch und wären somit auch am Rhein möglich; anderes aber weist über das Mittelfränkische hinaus in den niederdeutschen Sprachraum. Beim Fehlen typischer Ripuarismen einerseits und dem Vorliegen niederdeutscher Eigentümlichkeiten andererseits (z.B. der fast regelmäßigen *k*-Schreibung statt lautverschobenem intervokalischem *ch* oder der typisch ostfälischen Form *offeren* 'opfern' mit *-ff-* statt oberdeutschem *-pf-* bzw. rheinisch-westmitteldeutschem *-pp-*) wird man einer Hypothese, nach der in der Handschrift A eine im ausgehenden 12. Jh. gefertigte behutsame sprachliche Adaption der von Haus aus bairischen Dichtung für die braunschweigische Hofgesellschaft zu sehen ist, einige Wahrscheinlichkeit zubilligen dürfen. In einer derartigen unorganischen, aber keinesfalls unregelmäßigen literarischen Mischsprache von vorwiegend hochdeutschem Charakter mit bestimmten niederdeutschen Ingredienzien, wie sie in A (nicht ganz so deutlich in S) vorliegt, dürften die Vorbilder zu sehen sein für die später

---

70-82; E. SCHRÖDER - W. TESKE, *Ein neues Fragment der Schweriner Roland-Handschrift*, *ZfdA* 50 (1908) 382-385; G. EHRISMANN, *Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters*, Teil II, 1: *Frühmittelhochdeutsche Zeit*, München 1922, S.255; C. WESLE (Hrg.), *Das Rolandslied des Pfaffen Konrad* (Rheinische Beiträge und Hülfsbücher zur germanischen Philologie und Volkskunde, 15), Bonn 1928.

14 Vgl. BUMKE (wie Anm.11) S.90 bzw. KLEIN (wie Anm.3) S.25.

im ostfälisch-braunschweigischen Raum feststellbare literarische Mischsprache (bzw. Mischschreibe) einheimischer Dichter wie Bertholds von Holle oder des anonymen Verfassers der *Braunschweiger Reimchronik* (s.u. 2.4).

1.2. Stellte das *Rolandslied* eine im Bairischen entstandene, jedoch sehr bald auch im niederdeutschen Gebiet rezipierte Dichtung dar, so handelt es sich bei der zweiten literarischen Auftragsarbeit des Welfenherzogs, beim sog. *Lucidarius*<sup>15</sup>, um ein Werk, das nach Ausweis des Prologs *ze Bruneswich in der stat ... gedichtet und geschreben* wurde, und damit um den ältesten nachweislich auf niederdeutschem Boden entstandenen Text des hier betrachteten Zeitraums. Wichtig ist, bevor von den sprachlichen Unterschieden zwischen beiden Werken gesprochen werden soll, zunächst an die bekannte Gattungs- und Formverschiedenheit von *Rolandslied* und *Lucidarius* zu erinnern: ist das *Rolandslied* ein in der Tradition der französischen Heldenepik stehender, in Paarreimversen verfaßter "Staatsroman"<sup>16</sup>, so der *Lucidarius* eine in Prosa geschriebene Realenzyklopädie des damaligen Gelehrtenwissens über Gott und die Welt, basierend auf lateinischen Quellen, und zwar in erster Linie auf dem *Elucidarium* des um 1150/60 im Regensburger Schottenkloster St. Jakob wirkenden Universalgelehrten Honorius Augustodunensis. Von dieser inhaltlichen Einbindung des *Lucidarius* in die Tradition der religiös-kirchlichen Lehrschriften her erklärt sich auch seine Prosaform, was der kurze Reimprolog des Textes durch den Hinweis auf den Wunsch des herzoglichen Auftraggebers, nichts als die schlichte Wahrheit in dem Werk zum Ausdruck zu bringen, eigens hervorhebt<sup>17</sup>. Als Prosawerk mit einer die Entstehungsumstände thematisierenden Reimvorrede ist der *Lucidarius* Begründer einer literarischen Tradition geworden, die sich in Niederdeutschland im *Sachsenspiegel* und in der *Sächsischen Weltchronik* sowie in zahlreichen späteren Werken fortsetzt.

Wichtiger aber als wegen dieser Begründung einer Formtradition ist der *Lucidarius* für unsere Überlegungen wegen seiner

15 Wichtigste Lit.: E. SCHRÖDER, *Die Reimvorreden des deutschen Lucidarius*, Nachrichten der Ges. d. Wiss. zu Göttingen 1917, S.153-172; Marie-Luise DITTRICH, *Zur ältesten Überlieferungsgeschichte des Lucidarius*, ZfDA 77 (1940) 218-255; zusammenfassend zuletzt BUMKE (wie Anm.11) S.137.

16 Vgl. Marianne OTT-MEIMBERG, *Kreuzzugsepos oder Staatsroman? Strukturen adeliger Heilsversicherung im deutschen 'Rolandslied'*, München 1980, bes. S.41ff.

17 Abdruck des Prologs bei SCHRÖDER (wie Anm.15) S.156f. und BUMKE (wie Anm.11) S.506f.; zum Motiv "Prosa = Wahrheit" zuletzt H. UNGER, *Vorreden deutscher Sachliteratur des Mittelalters als Ausdruck literarischen Bewußtseins*, in: *Werk - Typ - Situation, Studien zu poetologischen Bedingungen in der älteren deutschen Literatur*, hrsg. v. Ingeborg GLIER [u.a.], Stuttgart 1969, S.217-251, dort S.223f.

Sprache. Dazu muß nun zunächst ein Wort zur Überlieferungsgeschichte des Textes gesagt werden. Der *Lucidarius* ist bekanntlich in zwei Redaktionen überliefert: erstens in der historisch älteren, laut Prolog in Braunschweig entstandenen Version I, die man sich allgemein in den letzten Lebensjahren Heinrichs des Löwen, also etwa um 1190, entstanden denkt, die aber Joachim Bumke (1979) eher in die Jahre um 1170 rücken möchte; zweitens in einer bairischen Umarbeitung, die ebenfalls noch im 12. Jh. entstanden sein muß. Während die entstehungsgeschichtlich ältere braunschweigische Version nur in Handschriften des 13. und 14. Jh.s überliefert ist, haben sich von der jüngeren bairischen Überarbeitung Handschriftenreste aus der Zeit um 1200 erhalten. Durch diese alten Fragmente ist der bairische Sprachcharakter der Version II des *Lucidarius* eindeutig dokumentiert; wie hingegen die ursprüngliche Sprachform der braunschweigischen Erstredaktion des Werkes aussah, ist wegen ihrer weniger günstigen Überlieferungslage nicht so einfach ersichtlich. Die erhaltenen Handschriften des 13. und 14. Jh.s sind überwiegend mitteldeutsch. Ihre genauere sprachliche Analyse fehlt bisher; wir sind im wesentlichen immer noch auf die alte Untersuchung Edward Schröders von 1917 über die sprachgeographische Aussagekraft der Reimbindungen des Versprologs angewiesen. Diese aber ermöglichen leider keine eindeutigen Schlüsse, denn von den insgesamt 22 Reimbindungen des Prologs sind 15 sprachgeographisch neutral und fünf allgemein mitteldeutsch. Nur zwei Reimwortpaare scheinen auswertbar zu sein, und zwar *dihten* : *schriften* in v.13f. und v.35f. sowie *steit* 'er steht' : *wârheit* 'Wahrheit' in v.17f. Die zweimalige *ht* : *ft*-Bindung hat E. Schröder damals zuversichtlich als Reflex braunschweigniederdeutscher Sprache werten zu können gemeint, obwohl er natürlich wußte, daß sie auch in mitteldeutschen Dichtungen der Zeit nicht selten anzutreffen ist. Ähnliches gilt für das Reimwortpaar *steit* : *wârheit*, das ebensogut niederdeutsch wie nordmitteldeutsch sein kann. Angesichts dieses Befundes ist es schwer verständlich, daß J. Bumke (1979), allerdings beiläufig und ohne nähere Argumentation, von "ausgesprochen rheinischen Reimbindungen" im *Lucidarius*-Prolog spricht<sup>18</sup>. Ich halte demgegenüber die vorsichtige Schlußfolgerung Schröders von 1917 für nach wie vor zutreffend, daß aus der Reimsprache des *Lucidarius*-Prologs und aus dem Wortschatz des ganzen Werks mit Sicherheit nicht mehr abzulesen sei, als daß die Sprache der Braunschweiger Erstredaktion mitteldeutsch war, und zwar vermutlich mitteldeutsch mit hessisch-thüringischer Prägung. Um hier weiterzukommen, wäre eine genauere wortgeographische Ana-

---

18 BUMKE (wie Anm.11) S.146.

lyse des gesamten Prosatextes von Version I zweifellos nützlich; es dürfte sich dann herausstellen, ob Schröders beiläufig eingeflochtene Vermutung, daß die mitteldeutsche Sprache des Braunschweiger Prosaisten "doch stärker vom Niederdeutschen beeinflußt war als bei Eil[h]ard"<sup>19</sup> verifizierbar ist.

1.3. Mit dem Namen Eilhart<sup>20</sup> ist soeben diejenige Dichtergestalt genannt worden, die als die in der Forschung umstrittenste Figur innerhalb der literatursprachlichen Entwicklung Norddeutschlands in der zweiten Hälfte des 12. Jh.s gelten muß. Das sog. Eilhart-Problem hier in seiner Gänze aufzurollen, ist weder nötig noch möglich; es genügt, in aller Kürze diejenige Ansicht zu skizzieren, die mir als die am besten begründete erscheint und die Gerhard Cordes 1939 in seinem von der Forschung merkwürdig wenig beachteten Eilhart-Buch entwickelt hat. Wie Cordes und, was diesen Punkt betrifft, wie die meisten Forscher halte ich es für ausgemacht, daß der nur in Handschriften des 15. Jh.s als Verfasser des *Tristrant*-Romans genannte Eilhart von Oberg Niederdeutscher war, Angehöriger des im 12. und 13. Jh. urkundlich gut bezeugten welfisch-hildesheimischen Ministerialengeschlechts derer von Oberg. Ob der Dichter Eilhart persongleich mit dem von 1189 bis 1207 mehrfach in Urkunden genannten Ritter gleichen Namens war, erscheint mir dagegen nicht so sicher; der Name Eilhart war in der Familie offenbar Erbname, so daß ich die Vermutung für sehr erwägenswert halte, daß der Dichter Eilhart wie sein um 1190 - 1203 als Kanoniker am Braunschweiger St. Blasiusstift bezeugter Verwandter Johann von Oberg ein Kleriker war, vielleicht "Hofkaplan", wie Bumke (1979, S.353) meint. Was in unserem Zusammenhang primär interessiert, ist die Frage, in welcher regionalen Variante der frühmittelhochdeutschen Dichtersprache dieser Niedersachse Eilhart um 1170/80 den *Tristrant*-Roman gedichtet hat, und wo und für wen er ihn gedichtet hat. Was die Sprache betrifft, so halte ich die Ergebnisse von Cordes (1939) im Kern für unwiderleglich: der *Tristrant* ist, wie die Reimgrammatik beweist, n i c h t in einem rheinisch-mittelfränkischen Mitteldeutsch geschrieben, wie dies E. Gierach (1908) und K. Wagner (1921/24) meinten, sondern in einem Mitteldeutsch hessisch-thüringischer Prägung. Ein Dichter, der Formen wie *tuot*, *gât/gêt*, *lân*, *karte*, *sehen/sên*, *künegîn* oder *daz* reimt und eben nicht die mittelfränkischen Leitformen

19 SCHRÖDER (wie Anm.15) S.160.

20 Zu Eilhart von Oberg vgl. zuletzt (mit Nachweis der älteren Literatur) L. WOLFF - W. SCHRÖDER, *Eilhart von Oberg*, in: *Die deutsche Literatur des Mittelalters, Verfasserlexikon*, 2. völlig neubearb. Aufl. hrg. v. K. RUH, Bd.2, Berlin 1980, Sp.410-418, ferner BUMKE (wie Anm.11) S.108-113 u. 349-353 sowie G. CORDES, *Zur Sprache Eilhards von Oberg* (Hansische Forschungen, 1), Hamburg 1939.

*deit, geit, lâzzen, kêrde, sien, köninginne* und *dat* verwendet, - ein solcher Dichter hat seine Sprache an hessisch-thüringischen Vorbildern ausgerichtet und nicht an rheinischen!

Wo aber, an welchem Literaturzentrum, hat der gebürtige Niedersachse Eilhart seine hessisch-thüringisch getönte Dichtersprache gelernt, wo hat er seinen in dieser ihm von Haus aus fremden Sprachform geschriebenen Roman verfaßt und wo hat er sein literarisches Publikum gefunden? Cordes (1939) dachte für all dieses an den landgräflich-thüringischen Hof in Eisenach; ich meine indessen, daß doch wohl eher Eilharts ostfälische Heimat selbst, speziell der Welfenhof zu Braunschweig, in Betracht zu ziehen ist, so wie dies Gierach (1908) und andere vor ihm gemutmaßten hatten. Mit seiner Übernahme der hessisch-thüringischen Variante der frühmittelhochdeutschen Dichtersprache wird Eilhart dem am Braunschweiger Hof noch im Fluß befindlichen, noch nicht endgültig entschiedenen Prozeß der literatursprachlichen Orientierung an hochdeutschen Vorbildern verschiedener Art (man vergleiche das oben zum *Rolandslid* und zum *Lucidarius* Gesagte) die entscheidende Wende zugunsten des Hessisch-Thüringischen gegeben haben. Inhaltlich-stoffliche Argumente, d.h., das Fehlen des fromm-religiösen Elementes, das für das *Rolandslid* wie für den *Lucidarius* - in je unterschiedlicher Ausprägung - konstitutiv ist, scheinen mir - und ich schließe mich hier wiederum Bumke (1979) an - kein überzeugender Einwand gegen die Braunschweiger Entstehungshypothese des *Tristrant* zu sein. Die alte Vermutung Gierachs, daß Heinrichs des Löwen normannische Gemahlin Mathilde besonders gut als Vermittlerin der französischen Vorlage für Eilhart gedacht werden kann, hat nach wie vor Gewicht<sup>21</sup>. Auch die schnelle handschriftliche Verbreitung des *Tristrant* nach Bayern, bezeugt durch die Regensburger Bruchstücke aus dem Ende des 12. Jh.s, ließe sich am zwanglosesten erklären, wenn man das Werk als Erzeugnis des Literaturkreises am Welfenhof ansähe. Der gleichfalls noch im ausgehenden 12. Jh. geschriebene Magdeburger Codex discissus könnte in der ostsächsischen Metropole selbst kopiert worden sein; mit seinen (wenn auch sehr geringen) niederdeutschen Schreiberspurten ist er in jedem Fall ein Beleg für die frühe Rezeption des *Tristrant* im niederdeutschen Raum. Wo immer im engeren oder weiteren Umkreis seiner ostfälischen Heimat Eilhart auch gedichtet haben mag, die Tatsache, daß der erste namentlich bekannte höfische Dichter Norddeutschlands die mitteldeutsche Dichtersprache hessisch-thüringischer Prägung übernommen hat, war ein Akt von kaum zu überschätzender sprachgeschichtlicher Bedeutung und, wie sich zeigen sollte, von traditionstiftender Kraft.

21 Vgl. zuletzt BUMKE (wie Anm.11) S.88 und 353, Anm.283.

1.4. Der zweite Dichter, den man seit Roethe immer wieder als Kronzeugen für die Übernahme der mitteldeutschen Dichtersprache thüringischer Prägung durch die Niederdeutschen der ersten höfischen Generation angeführt hat, ist Wernher von Elmendorf<sup>22</sup>. Aus dem Prolog seiner um 1170/75 verfaßten Lehdichtung über vorbildliches moralisches und soziales Verhalten eines Fürsten wissen wir, daß der Auftraggeber des sich selbst als *phaphe* bzw. *capelan* bezeichnenden Dichters der urkundlich für 1171 nachgewiesene Dietrich von Elmendorf war, Propst des St. Martinstiftes im nordthüringischen Heiligenstadt, und daß dieser dem Dichter die lateinischen Quellschriften für sein Werk aus der dortigen Bibliothek zur Verfügung gestellt hatte. Mit dem geographischen Fixpunkt Heiligenstadt paßt die nordthüringische Sprache des Gedichtes aufs beste zusammen. An sich stünde nichts im Wege, Wernher von Elmendorf als Thüringer anzusehen, wäre da nicht seine Namens- und Herkunftsnennung im Prolog: *daz dichtet der phaphe Wernere / von Elmendorf der capelan* (v.8f.). Seit dem 19. Jh. hat man daher Wernher im oldenburgischen Elmendorf zuhause sein lassen, obwohl es doch auch ein sehr viel näher bei Heiligenstadt gelegenes hessisches Elmendorf gibt. Der Historiker Martin Last hat nun vor einigen Jahren nachweisen können, daß das bedeutende nordthüringische Grafengeschlecht derer von Amphurt aus dem Oldenburgischen stammte, und er hat darauf aufbauend versucht, den Dichter Wernher von Elmendorf und seinen Auftraggeber, den Heiligenstädter Propst Dietrich, als Brüderpaar in die Genealogie dieser oldenburgisch-nordthüringischen Grafenfamilie einzugliedern. Joachim Bumke, der 1953 mit einer (leider ungedruckt gebliebenen) Dissertation über die Sprache Wernhers promoviert hatte, hat 1974 in seiner Neuauflage von Wernhers Lehrgedicht den genealogischen Einordnungsversuch Lasts argumentationslos als verfehlt beiseitegeschoben, ohne sich seinerseits zur Herkunftsfrage des Dichters zu äußern. Nur auf die sprachlichen Aspekte, die G. Roethe (1899) als sichere Indizien der niederdeutschen Herkunft Wernhers herausgestellt hatte, ist Bumke kurz eingegangen: Wernhers zweimalige Reimbindung des Pronomens *daz* mit den lateinischen Verbformen *edificat* und *iuvat* erfordere, so meint er im Gegensatz zu Roethe, keineswegs den Ansatz der niederdeutschen Pronominalform *dat* für den Originaltext; beide Fälle seien vielmehr assonierende Reimlizenzen. Auch Wernhers Reimbindung *nôt* : *grôz* sei kein Reflex seiner angeblich niederdeutschen Heimatsprache, da sie auch in genuin westmitteldeutschen Texten wie

22 Zu Wernher von Elmendorf vgl. zuletzt J. BUMKE (Hrg.), *Wernher von Elmendorf* (Altdt. Textbibliothek, 77), Tübingen 1974, bes. S.VII-XLI; DERS. (wie Anm.11) S.136.; ferner M. LAST, *Die Herkunft des Wernher von Elmendorf*, ZfdPh 89 (1970) 404-418, sowie ROETHE (wie Anm.1) S.29f. und 36f.

Lambrechts *Alexander* und dessen Straßburger Überarbeitung belegt sei. Ebensovienig komme der Adjektivform *kurt* 'kurz' Beweiskraft zu, da *kurt* ebenfalls gut westmitteldeutsch sei. Und selbst das nach Roethe (1899, S.37) "frappant ins tiefe Niederdeutschland" weisende Verb *nôsen* 'schädigen', in dem dieser geradezu das Leitfossil für Wernhers niederdeutsche Herkunft sehen wollte, steht, wie Bumke richtig gesehen hat, in Wirklichkeit in wesentlich weiter reichenden wortgeographischen Zusammenhängen: sein Vorkommen erstreckt sich vom Maasländischen Veldekes über das Ripuarische der *Karlmeinet-Kompilation* und die Lieder des Bruders Hans bis hin zur ostmitteldeutschen Literatursprache des Magdeburgers Brun von Schönebeck. Ein Nachweis niederdeutscher Herkunft Wernhers auf Grund sprachlicher Indizien scheint somit unmöglich; über die Stringenz der historisch-genealogischen Argumente Lasts zu urteilen, entzieht sich meiner Kompetenz. Infolgedessen wird man wohl die herkömmliche Einordnung Wernhers unter die mitteldeutsch dichtenden Niederdeutschen aufgeben müssen. Das beinhaltet allerdings nicht zugleich auch schon, daß Wernhers Dichtung damit jegliche Bedeutung für das literarische Leben Norddeutschlands im ausgehenden 12. und frühen 13. Jh. verlöre. Die Beobachtungen Roethes und Schröders, daß für die Reimvorrede der Braunschweiger Version des *Lucidarius* und auch für diejenige des *Sachsenspiegels* gewisse Formulierungen aus Wernhers Dichtung entlehnt worden sind<sup>23</sup>, behalten ihre Gültigkeit und beweisen, daß das im thüringischen Heiligenstadt entstandene Werk in Braunschweig und in Elbstfalen bekannt geworden sein muß.

1.5. Zum Abschluß dieses Überblicks über die im ausgehenden 12. Jh. faßbaren Anfänge einer deutschen Literatursprache in Norddeutschland ist noch kurz auf einige Randphänomene hinzuweisen.

Der Name Albrechts von Halberstadt, des Verfassers der um 1200 entstandenen ersten Ovidverdeutschung<sup>24</sup>, erweist seinen Träger eindeutig als Niederdeutschen, als Ostfalen, dessen literatursprachliche Stellung in manchem an diejenige seines etwas älteren ostfälischen Landsmannes Eilhart erinnert, da auch Al-

23 Vgl. ROETHE (wie Anm.1) S.29f. und SCHRÜDER (wie Anm.15) S.163.

24 Zu Albrecht von Halberstadt vgl. zuletzt (mit Nachweis der älteren Lit.) K. STACKMANN, A. v. H., in: *Verfasserlexikon* (wie Anm.20), Bd.1, 1978, Sp.187-191; für den Fragenkomplex von Überlieferung und Sprache besonders wichtig E. SCHRÜDER, *Der Prolog der Metamorphosen-Bearbeitung Albrechts von Halberstadt*, Nachrichten der Ges. der Wiss. zu Göttingen, phil.-hist.Kl. 1909, S.64-91; M. LAST, *Neue Oldenburger Fragmente der Metamorphosen-Übertragung des Albrecht von Halberstadt*, Oldenburger Jb. 65 (1966) 41-60; K. BISCHOFF, *Sprache und Geschichte an der mittleren Elbe und der unteren Saale* (Mittelalt. Forschungen, 52) Köln Graz 1967, S.260f.

brecht sich der mitteldeutschen Dichtersprache thüringischer Prägung bediente. Zum welfisch-braunschweigischen Literaturkreis hat Albrecht indessen mit Sicherheit nicht gehört: Er schrieb sein Werk, wie er selbst angibt, im Kloster Jechaburg und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach für den an antiken literarischen Stoffen besonders interessierten Hof des thüringischen Landgrafen. Berühmt und oft zitiert ist jene Stelle aus dem nur in einer frühneuhochdeutschen Überarbeitung erhaltenen Prolog, in dem Albrecht sich bei seinem Publikum wegen eventuell herkunftsbedingter Unvollkommenheiten seiner Sprache entschuldigt. In Karl Bartschs Wiederherstellungsversuch des originalen Wortlauts heißen die entsprechenden Verse so:

*Der sine sinne an ditze buch  
zu rehte hat gevlizzen,  
der er ist, sult ir wizzen:  
enweder dirre zweier,  
weder Swap noch Beier,  
weder Dürinc noch Franke.  
Des lat u sin zu danke,  
ob ir vundet in den rimen  
die sich zeinander limen  
valsch oder unrecht.  
Wan ein Sahse, heizet Albreht,  
geboren von Halberstat,  
u ditze buch gemachet hat.*

Die ursprüngliche Sprachform von Albrechts Dichtung ist uns nur in wenigen alten Handschriftfragmenten, insgesamt knapp 600 Verse umfassend, erhalten; als Ganzes liegt uns Albrechts Werk nur in einer 1544 gedruckten Umarbeitung durch den Elsässer Jörg Wickram vor. Aber aus den rd. 600 originalnahen Versen in einem um 1250 abgeschriebenem Codex discissus läßt sich schließen, daß die im Prolog ausgesprochene Entschuldigung unnötig war, da es Albrecht gelungen zu sein scheint, die hochdeutsche Dichtersprache von Substrateinflüssen seiner niederdeutschen Muttersprache freizuhalten. Jedenfalls weisen die Handschriftfragmente eine einwandfreie mitteldeutsche Literatursprache thüringischer Prägung auf, die dem Idealbild des sog. temperierten Schriftmitteldeutsch ohne kleinlandschaftliche Besonderheiten vollauf entspricht.

Bemerkenswert ist übrigens der Fundort der verschiedenen Fragmente des erwähnten Codex discissus: Sie alle kamen im Oldenburger Staatsarchiv als Umschläge von Rechnungsbüchern des 16./17. Jh.s zutage. Auf Grund der von M. Last aufgedeckten engen verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen oldenburgischen und thüringischen Grafengeschlechtern im 12./13. Jh. gewinnt Edward Schröders alte Hypothese erneut an Gewicht, daß der Adel Norddeutschlands (und zwar nicht nur derjenige des

engeren welfischen Umkreises) schon während der sog. höfischen Blütezeit um 1200 die Werke der mittelhochdeutschen höfischen Dichter gelesen und in Handschriften besessen hat.

Der Besitz und die Lektüre solcher mittelhochdeutscher Handschriften, also nicht nur von Werken hochdeutsch dichtender Niederdeutscher, sondern auch und gerade von den Werken der in Mittel- und Oberdeutschland geborenen Dichter, dürfte m.E. ein entscheidender Faktor für die Verbreitung und Aufrechterhaltung der Kenntnis der mittelhochdeutschen Dichtersprache beim niederdeutschen Adel gewesen sein. Ich will dies wenigstens an einem exemplarischen Beispiel etwas näher erläutern, nämlich an der zweitältesten *Iwein*-Handschrift, dem sog. Codex A, der bald nach 1200 niedergeschrieben wurde. Man hat diese Handschrift auf Grund ihrer zahlreichen Abweichungen vom Standard-Mittelhochdeutschen bis vor kurzem für das Erzeugnis eines rheinischen Schreibers gehalten, so zuletzt noch im Kommentarband der *Iwein*-Ausgabe von Ludwig Wolff. Wer sich jedoch die von Wolff kurz aufgelisteten, angeblich niederrheinischen Schreibermerkmale vergegenwärtigt, also "e für tonlanges i, vereinzelt für ei, o für uo und ou, -ie- für -ehe-, siele für sêle, anlautendes p für ph [d.h. für die hochdeutsche Affrikata /pf/], helpe, -scap, v für intervokalisches b, unverschobenes b, dat, it, allet, nur vereinzelt grot, iet usw., her für er, die aber auch de für der, mih für mir, unse, 2. Sgl. auf -s, Fortlassung des Präfixes ge-, sal, wâl, here für herre, entluhen für entlihen, segen für sagen, vereinzelt aldus für alsus usw."<sup>25</sup>, wer sich all dies vergegenwärtigt, der wird darin doch wohl eher Reflexe eines niederdeutschen als eines niederrheinischen Abschreibers sehen. Ähnlich wie Thomas Klein, der in seiner Conrad-Borchling-Rede von 1981 m.W. als erster für niederdeutsche Herkunft der *Iwein*-Handschrift A plädiert hat<sup>26</sup>, erscheint es auch mir an der Zeit, endlich einmal alle Handschriften mittelhochdeutscher Dichtungen, in denen man Sprachspuren westmitteldeutscher oder niederdeutscher Abschreiber festgestellt zu haben glaubt, systematisch zu erfassen und sprachlich zu analysieren. Den von mir vorgenommenen Stichproben nach zu urteilen, dürfte sich dann eine überraschend große Anzahl dieser Abschriften als Erzeugnisse von niederdeutschen und nicht von westmitteldeutsch-rheinischen Kopisten erweisen<sup>27</sup>.

25 L. WOLFF in: *Iwein. Eine Erzählung von Hartmann von Aue*, hrg. v. G.F. BENECKE - K. LACHMANN, neu bearb. v. L. WOLFF, 7.Ausg., Bd.2, Berlin 1968, S.2.

26 KLEIN (wie Anm.3) S.25. - Nicht zugänglich war mir die ungedruckte Diss. von M. LUCKIN, *Die Sprache der Iwein-Handschrift A*, Greifswald 1921 [masch.].

27 Vgl. H. BECKERS, "Desse boke sind altomale dudesk unde horent den greve

Als Resümee des bisher Gesagten läßt sich die literatursprachliche Situation in Norddeutschland um das Jahr 1200 folgendermaßen charakterisieren:

(1) Als schriftsprachliches Medium dient hier, anders als in den übrigen Teilen des deutschen Sprachgebiets, immer noch fast ausschließlich die traditionelle übernationale Schriftsprache Latein.

(2) Ansätze zur Schaffung eines auf der heimischen Sprechsprache basierenden volkssprachigen Schriftmediums lassen sich hier vor 1200 im Unterschied zum mittel- und oberdeutschen Bereich noch nicht erkennen. Dasjenige, was damals in Norddeutschland an deutschsprachiger Schriftlichkeit anzutreffen ist, ist sprachlicher Kulturimport aus hochdeutschem Gebiet, wobei das bairisch-sächsische Doppelherzogtum Heinrichs des Löwen die Rahmenbedingungen für diesen Vorgang bereitstellte. Erster Schritt dieses sprachlichen Kulturimports, als dessen Zentrum der welfische Herzogshof in Braunschweig gelten muß und dessen Ausstrahlung wohl kaum über die mit den Welfen in Verbindung stehenden oder auch rivalisierenden Adelskreise hinausging, war die Rezeption hochdeutscher Erzähldichtungen ritterlich-höfischer Stoffwelt, die zunächst wohl aus dem bairischen Herrschaftsbereich Heinrichs des Löwen (Stichwort *Rolandslied*), dann auch aus anderen süddeutschen Literaturzentren (Stichwort *Iwein-Handschrift A*) bezogen wurden.

(3) Dadurch ausgelöst kam es, wiederum zentriert um den welfischen Herzogshof zu Braunschweig, zu ersten literarischen Eigenschöpfungen auf dem Gebiet höfischer Erzählliteratur durch aus Niederdeutschland stammende Dichter, die dabei das prestigehaltige Hochdeutsch mitteldeutscher (speziell hessisch-thüringischer) Prägung übernahmen (Stichworte: Eilhart, Albrecht von Halberstadt), außerdem auch zur Schaffung einer ersten großen Summa des zentralen religiösen und weltlichen Wissens in Prosaform (Stichwort *Lucidarius*), und zwar wiederum in sprachlichem Anschluß an die mitteldeutsche Variante der frühmittelhochdeutschen Literatursprache.

## 2. *Das Weiterwirken der mittelhochdeutschen Literatursprache in Norddeutschland im 13. Jh. und die Anfänge einer mittelniederdeutschen Schreibsprache*

2.0. Neben der Weiterführung der skizzierten literatursprachlichen Traditionen im Umfeld der höfischen Kultur treffen wir in

---

van der Hoye"..., NdW 16 (1976) 126-243; DERS., *Mittelniederdeutsche Literatur, Versuch einer Bestandsaufnahme (I)*, NdW 17 (1977) 1-58, dort S. 10f.; DERS., *Neue Bruchstücke von Albrechts 'Jüngerem Titurel'*, *Neuphilologische Mitteilungen* 79 (1978) 219-231; DERS., *Spätrezepktion eines mhd. höfischen Liebesromans in Westfalen um 1517: Die Willehalm-von-Orlens-Handschrift des Lubbert de Went*, NdW 21 (1981) 12-41, bes. S.12-14.

Norddeutschland im frühen 13. Jh. nun aber auch erstmals eine literarische Indienstnahme der niederdeutschen Volkssprache in Sach- und Lebensbereichen an, in denen bisher ausschließlich mündlicher Gebrauch der Volkssprache gegolten hatte und schriftsprachliche Funktionen, soweit sie erforderlich waren, vom Latein wahrgenommen worden waren. Gemeint ist das erstmals um 1215-30 feststellbare Auftreten des Niederdeutschen in einer auf engste lokale Wirkung abzielenden Geschichtsdichtung und in einem auf weiträumige Wirkung angelegten prosaischen Rechtsbuch.

2.1. Zunächst zum älteren der beiden Texte, zur 1215 verfaßten *Gandersheimer Reimchronik* des Priesters Eberhard<sup>28</sup>. Obwohl dieses Werk nur in einer Handschrift des 15. Jh.s überliefert ist, dürfen wir auf Grund der überzeugenden Nachweise Ludwig Wolffs davon ausgehen, daß es sich hier nicht etwa um eine nachträgliche Umsetzung eines ursprünglich hochdeutschen Textes ins Niederdeutsche, sondern um einen niederdeutschen Originaltext handelt. Obwohl dieser in Versen abgefaßt ist, lassen sich doch formal keinerlei Verbindungen zwischen ihm und der nach Norddeutschland gelangten hochdeutschen Adelsliteratur samt deren Nachahmungen durch niederdeutsche Hofdichter feststellen. In den rhythmisch höchst eigenwilligen Versen der *Gandersheimer Reimchronik* fassen wir vielmehr, soviel dürfte trotz gewisser Unterschiede in den Auffassungen von Ludwig Wolff und Elfriede Stutz sicher sein, einen erstmaligen schriftlichen Niederschlag der Versbauprinzipien einer vorausliegenden, bis dahin ausschließlich auf mündliche Gebrauchssituationen beschränkten und uns daher verlorenen frühmittelniederdeutschen Dichtung. Diese Indienstnahme von Sprache und Verskunst aus lokaler, abseits höfischer Verfeinerung stehender volkstümlicher (oder vielleicht besser grundsichtlicher) Tradition durch den Gandersheimer Priester war sicherlich eine ebenso wohlüberlegte wie wirkungsvolle Entscheidung: Zielpublikum dieser sprachlich und verslich unpräzisen Dichtung war ja eben nicht eine kulturelle Elite wie der auf das Vorbild der hochdeutschen Dichtersprache fixierte Hochadel am Braunschweiger Herzogshof, es waren vielmehr *ungelarde lüde, densthaft unde underdanich man*, nämlich die Ministerialen des um Anerkennung seiner Reichsunmittelbarkeit kämpfenden Gandersheimer Klosters: "Den Ministe-

28 Vgl. dazu zuletzt (mit Nachweis der älteren Lit.) V. HONEMANN, *Eberhard von Gandersheim*, in: *Verfasserlexikon* (wie Anm.20) Bd.2, Sp.278-282. Zur Sprache Eberhards vgl. insbesondere ROETHE (wie Anm.1) S.48-52; L. WOLFF (Hrg.), *Die Gandersheimer Reimchronik des Priesters Eberhard* (Alt.-dt. Textbibliothek, 25), 2.Aufl., Tübingen 1969; zum Versbau: Elfriede STUTZ, *Langzeilen in der Gandersheimer Reimchronik*, in: *Studien zur deutschen Literatur des Mittelalters*, hrg. v. R. SCHÜTZEICHEL, Bonn 1979, S.465-484.

rialen die altbegründete Rechtmäßigkeit der Gandersheimer Forderungen und die ehrwürdige Bedeutung des von Gott geschätzten Stifts darzutun", das war, mit Ludwig Wolff zu sprechen<sup>29</sup>, Aufgabe der Dichtung. Der eminente sprachgeschichtliche und literaturhistorische Stellenwert des von der Forschung lange wenig beachteten Textes läßt sich somit, wiederum mit den Worten Ludwig Wolffs, folgendermaßen umreißen: "Aus einer Zeit, in der die hochdeutsche Dichtung auf sächsischem Boden die Herrschaft führt, ist es das erste echt niederdeutsche Werk, niederdeutsch in Ausdrucksweise, Formgebung und Sprache... Es steht für uns am Anfang des mittelniederdeutschen Schrifttums"<sup>30</sup>.

2.2. So einzigartig die *Gandersheimer Reimchronik* auf ihre Weise auch ist - eine überregionale Wirkung war mit ihr nicht intendiert und eine Kraft zur Bildung einer mittelniederdeutschen literatursprachlichen Tradition konnte von ihr infolgedessen nicht ausgehen. Der Ruhm, dem geschriebenen Mittelniederdeutsch zum Durchbruch und zu dauerhafter Wirkung verholfen zu haben, kommt einem Werk einer ganz anderen literarischen Gattung, einem Text juristischer Fachprosa, zu: dem etwa ein Jahrzehnt später entstandenen *Sachsenspiegel* des südostfälischen Ritters Eike von Repgow<sup>31</sup>. Der prägnante Satz, mit dem Karl Bischoff 1943 sein Buch über die Sprache des *Sachsenspiegels* beschloß ("Am Eingang der mittelniederdeutschen Literatur steht Eike"), beschreibt die sprachgeschichtliche Rolle Eikes genau. Es liegt eine gewisse Ironie des Schicksals darin, daß zwar Entstehungsgeschichte und Intention der sprach- und literarhistorisch so viel unbedeutenderen *Gandersheimer Reimchronik* klar zutage liegen, daß wir aber hinsichtlich der Wirkabsichten, die Eike bei der Niederschrift des *Sachsenspiegels* als einer "Summe der Rechtsfälle des ritterlichen Lebens"<sup>32</sup> leiteten, immer noch weitgehend im Dunkeln tappen. Zwar, über die wichtigsten Fakten der äußeren Werkgenese unterrichtet uns Eike in der Reimvorrede selbst: Auf Bitten seines Lehnsherrn, des Grafen Hoyer von Falkenstein, habe er das von ihm zunächst in der Wissenschaftssprache Latein zu Pergament gebrachte sächsische Gewohnheitsrecht in einem zweiten Arbeitsgang dann auch in der Volkssprache niedergeschrieben; wo, wann, wie und warum dies aber im

29 WOLFF (wie Anm. 28) S. XLII.

30 Ebd. S. XLIII.

31 Vgl. dazu zuletzt (mit Nachweis der älteren Literatur) Ruth SCHMIDT-WIEGAND, *Eike von Repgow*, in: *Verfasserlexikon* (wie Anm. 20) Bd. 2, Sp. 400-409; zur Sprache insbesondere ROETHE (wie Anm. 1) passim, sowie K. BISCHOFF, *Zur Sprache des Sachsenspiegels von Eike von Repgow*, Zs. f. Mundartforschung 19 (1943/44) 1-80 (auch separat Halle 1944).

32 So H. KUHN, *Entwürfe zu einer Literatursystematik des Spätmittelalters*, Tübingen 1980, S. 31.

einzelnen geschehen ist, darüber hat er sich ausgesprochen. Die rechtshistorische Forschung hat das politisch-historische und das geistesgeschichtliche Umfeld der *Sachsenspiegel*-Entstehung mit viel Scharfsinn zu ermitteln gesucht, ohne dabei jedoch zu wirklich gesicherten Ergebnissen zu gelangen. Fest steht heute immerhin, daß die von Eike erwähnte lateinische Urfassung (von der Forschung als *Autor vetus de beneficiis* bezeichnet) wenigstens teilweise erhalten ist und daß sie vor 1220 entstanden sein dürfte; ferner, daß die deutsche Erstniederschrift des *Sachsenspiegels* bald nach 1220, spätestens bis 1235, erfolgt sein muß, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach im Stift Quedlinburg, dessen weltlicher Vogt Graf Hoyer war. Ich sagte schon, daß wir über die Intentionen, die Eike bzw. seinen Auftraggeber Graf Hoyer bewogen haben, den *Sachsenspiegel* nach der lateinischen Urfassung auch in der Volkssprache, in niederdeutscher Prosa, zu Pergament zu bringen, auf Mutmaßungen angewiesen sind. Der Gedanke als solcher, ein Rechtsbuch in deutscher Prosa zu schreiben, muß damals, um mit Karl August Eckhardt zu sprechen, "gewissermaßen in der Luft gelegen haben"<sup>33</sup>, denn gleichzeitig mit dem *Sachsenspiegel*, wahrscheinlich in den Jahren 1224-27, schrieb ein unbekannter Verfasser im thüringischen Mühlhausen, ohne von Eikes Werk zu wissen, ein Reichsrechtsbuch in mitteldeutscher Prosa, und 1237 kam es, natürlich ebenfalls ohne Kenntnis des *Sachsenspiegels*, im Herzogtum Österreich auf Veranlassung des dortigen Landesherrn zu einer deutschsprachigen Kodifizierung des österreichischen Landrechts. Ganz so isoliert, wie man Eikes niederdeutsche *Sachsenspiegel*-Niederschrift früher manchmal gesehen hat, ist diese also in Wirklichkeit nicht gewesen. Was indessen ihre sprach- und literaturgeschichtliche Einmaligkeit und Größe ausmacht, ist, daß mit diesem Werk der schriftsprachliche Gebrauch des Mittelniederdeutschen in einem Textbereich begründet wurde, in dem es, anders als auf dem Gebiet der höfischen Dichtung, noch keine durch einen sprachlichen Mehrwert ausgezeichnete hochdeutsche Schreibtradition gab, so daß der *Sachsenspiegel* dem geschriebenen Niederdeutsch hier eine Domäne erobern konnte, die es bis zum Ausgang des Mittelalters in ganz Norddeutschland unangefochten behauptete. Die unvergleichliche Wirkung des *Sachsenspiegels* zeigt sich nicht zuletzt auch an der Tatsache, daß das Werk schon fünf Jahrzehnte nach seiner Entstehung von Magdeburger Franziskanern in mitteldeutscher Umschrift an den Augsburger Minoritenkonvent vermittelt und dort zur Quelle der gesamten Textfamilie der hochdeutschen *Schwaben-* und *Deutschenspiegel* wurde. Dieser älteste nachweisbare Fall einer Textwanderung und Textumwandlung

33 K.A. ECKHARDT, *Sachsenspiegel, Beilage IV: Eike von Repgow und Hoyer von Valkenstein* (Land- und Lehnrechtsbücher), Hannover 1966, S.35.

vom Mittelniederdeutschen ins Mittelhochdeutsche fand einige Zeit später in der Nord-Süd-Wanderung der *Sächsischen Weltchronik* (wiederum unter maßgeblicher Beteiligung der franziskanischen Minoriten) eine Wiederholung.

Wie erwähnt, ist dem prosaischen *Sachsenspiegel* ein in Reimversen abgefaßter Prolog vorangestellt. Dessen Reimbindungen beweisen, daß er nicht in nieder-, sondern in mitteldeutscher Sprache verfaßt worden ist. Dieser Befund war bekanntlich die zentrale Ausgangsbeobachtung in Gustav Roethes berühmter *Sachsenspiegel*-Abhandlung von 1899, von der aus er in weitaus-  
holender Argumentation schließlich zu der Schlußfolgerung gelangte, daß auch der prosaische *Sachsenspiegel*-Text ursprünglich eben doch nicht in Niederdeutsch, sondern gleichfalls in Mitteldeutsch geschrieben und erst sekundär ins Niederdeutsche umgesetzt worden sei. In Roethes eigenen Worten lautet die zentrale These so: "Zuerst ein einheitliches Werk in der Eike geläufigen mitteldeutschen Litteratursprache; dann niederdeutsche oder hochdeutsche Ausgaben nach Verlangen"<sup>34</sup>, d.h., entsprechend den Wünschen von Handschriftenbestellern unterschiedlicher Herkunft. Karl Bischoff überprüfte die Argumente, die Roethe zu dieser These geführt hatten, 50 Jahre später Stück für Stück und konnte sie dabei überzeugend widerlegen. Bischoffs Ergebnis lautet: "Das *dütsch*, in das Eike sein [ursprünglich lateinisch geschriebenes] Rechtsbuch wandte, war die niederdeutsche Rechtssprache seiner Heimat"<sup>35</sup>. Was Roethe 1899 als unmöglich erscheinen wollte, die Abfassung einer mitteldeutschen Reimvorrede zu einem niederdeutschen Prosarechtsbuch durch ein und denselben Autor, das stellt sich im Lichte heutiger Erkenntnisse über die Koexistenz textsortenspezifischer Funktiolekte innerhalb des mittelalterlichen Deutsch als folgerichtiges Ergebnis der literatursprachlichen Situation Niederdeutschlands und speziell Elbostfalens im frühen 13. Jh. dar. Poetisch-vershaftes Schreiben wie in der Reimvorrede erforderte hier Anschluß an die machtvolle Tradition der prestigehaltigen mitteldeutschen Dichtersprache; schriftliche deutsche Rechtsprosa war demgegenüber ein Textbereich, für den noch keine schreibsprachliche Tradition existierte, so daß Eike, sobald einmal der Entschluß zu einem solchen prosaischen Rechtsbuch in der Volkssprache gefaßt war, frei war, die bis dahin ausschließlich in mündlichem Gebrauch übliche niederdeutsche Rechtssprache seiner Heimat aufs Pergament zu bringen.

2.3. Im Zusammenhang mit der Vermittlung des *Sachsenspiegel*-Textes nach Süddeutschland habe ich bereits auf den weitgehend

---

34 ROETHE (wie Anm.1) S.103.

35 BISCHOFF (wie Anm.31) S.80.

gleichen Wanderweg eines zweiten wichtigen frühen mittelniederdeutschen Textes hingewiesen, auf die *Sächsische Weltchronik*<sup>36</sup>. Das bisherige Bild von der Verfasserschaft und Textgeschichte dieser in verschiedenen Versionen überlieferten ältesten deutschen Prosachronik sah im wesentlichen so aus, daß eine relativ kurze Urfassung A, die man auf Grund einer etwas unklaren Prologstelle bis vor kurzem fast einhellig für ein zweites, jüngeres Werk Eikes hielt, zunächst im Umkreis des Bremer Erzbischofs durch vorwiegend die bremisch-hamburgische Kirchengeschichte betreffende Einschübe zur zweiten Version B erweitert, diese sodann in dem dem welfischen Herzoghaus nahestehenden Lüneburger Michaelskloster durch umfangreiche Einschaltungen von Verskomplexen aus der frühmittelhochdeutschen Kaiserchronik zur Langfassung C<sup>1</sup> ausgeweitet und schließlich durch Prosaisierung der Verszitate zur reinen Prosalangfassung C<sup>2</sup> umgearbeitet worden sei. Demgegenüber hat Hubert Herkommer 1972 den Nachweis zu führen versucht, daß die Textgeschichte in Wirklichkeit gerade umgekehrt verlaufen sei und daß Eike von Reggow aus chronologischen wie aus inhaltlichen Gründen als Verfasser gänzlich außer Betracht bleiben müsse. Herkommer zufolge wird die älteste Gestalt der *Sächsischen Weltchronik* durch die Langfassung C<sup>1</sup> repräsentiert, die, in Übernahme des in der mittellateinischen Historiographie nicht seltenen Formschemas des Prosimetrums, als Kombination eines frei verfaßten prosaischen Grundgerüsts mit einer Vielzahl von aus der *Kaiserchronik* übernommenen Verszitaten komponiert worden sei; von verschiedenen Redaktoren seien diese Verszitate dann entweder prosaisiert, also zur durchgehenden Prosalangfassung C<sup>2</sup> umgeformt oder aber, in den sekundären Kurzfassungen A und B, einfach eliminiert worden. Als Verfasser des ursprünglichen Prosimetrums kann, so folgert Herkommer weiter, wegen eindeutig franziskanischer Tendenzen des Textes nur ein (vermutlich in Magdeburg tätiger) Minorit in Frage kommen; als Entstehungszeit ergibt sich dann etwa 1260 oder gar erst 1275.

Wenn Herkommers textgeschichtliche Überlegungen stimmen (und die Kritik hat sie bisher zwar recht skeptisch beurteilt, aber für mein Empfinden noch nicht überzeugend widerlegen kön-

36 Vgl. dazu zuletzt H. HERKOMMER, *Überlieferungsgeschichte der 'Sächsischen Weltchronik'* (Münchener Texte und Untersuchungen zur dt. Literatur des Mittelalters, 38), München 1972; DERS., *Eike von Reggows 'Sachsenspiegel' und die 'Sächsische Weltchronik'*, Nd.Jb. 100 (1977) 1-42; K.E. GEITH, *Zur Überlieferungsgeschichte und Textgestaltung der Sächsischen Weltchronik*, PBB (Tübingen) 96 (1974) 103-119; J.B.M. VAN HOEK, *Eine Untersuchung nach dem Verhältnis der Fassungen der Sächsischen Weltchronik*, Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik 13 (1978) 119-146; T.L. MARKEY, *Reconstruction of a Lost Original via Earliest Distribution: Die Sächsische Weltchronik*, Neophilologus 68 (1979) 551-573.

nen), dann hat das auch Konsequenzen für die uns hier zentral interessierenden sprachgeschichtlichen Fragen, auf die Herkommen selbst merkwürdigerweise so gut wie überhaupt nicht eingegangen ist. Zunächst: Ist die *Sächsische Weltchronik* tatsächlich erst um 1260 oder gar erst um 1275 entstanden, dann rückt die eben erörterte Schaffung der von hochdeutschen literatursprachlichen Traditionen noch nicht "besetzten" Textgattung einer niederdeutschen Rechtsprosa durch den *Sachsenspiegel* einerseits und der Gewinn der Geschichtsprosa als einer zweiten, von hochdeutschen Traditionen ebenfalls noch freien niederdeutschen Textgattung um mehr als ein Menschenalter auseinander; beide Ereignisse gehören dann deutlich verschiedenen sprach- und literarhistorischen Situationen an. Aber mehr noch: Wenn der Archetyp der *Sächsischen Weltchronik* tatsächlich nicht durchweg freie Prosa, sondern ein Prosimetrum mit umfangreichen Zitaten aus der frühmittelhochdeutschen *Kaiserchronik* war, kann ein solches Prosimetrum dann als sprachlich einheitlich niederdeutsches Werk konzipiert gewesen sein? Welche Sprachgestalt des Urtextes wäre dann wahrscheinlicher: eine gemischte in Form eines niederdeutschen Prosagrundgerüsts, in das umfangreiche hochdeutsche Verszitate eingelagert waren und dem ein mitteldeutscher Reimprolog vorangestellt war? Oder etwa eine in sich relativ einheitliche sprachliche Form des Ganzen in Gestalt einer hochdeutschniederdeutschen Mischsprache? Oder aber darf man dem mutmaßlichen Magdeburger Minoriten von rd. 1260 (bzw. 1275) die Kühnheit zutrauen, das ganze Prosimetrum gleich in niederdeutscher Sprachform niedergeschrieben zu haben? Und wenn tatsächlich letzteres angenommen werden darf (wofür die Existenz wenigstens einer noch aus dem 13. Jh. stammenden niederdeutschen Handschrift der Version C, allerdings der Version C<sup>2</sup>, sprechen könnte), - für welches Zielpublikum mit welchem sprachlichen Erwartungshorizont war dieses niederdeutsche Prosimetrum dann bestimmt? Die frühe Rezeptionsgeschichte der *Sächsischen Weltchronik* liegt für uns, da nur ganz wenige noch aus dem 13. Jh. stammende Handschriften erhalten sind, weitgehend im Dunkeln. Doch gibt es wenigstens einen Codex, der gerade auch unter sprachlichem Aspekt recht bemerkenswert ist: ich meine die um 1275 geschriebene, kostbar ausgestattete Bremer Handschrift der mittleren Fassung B, die nachweislich von dem reichen Hamburger Patrizier Johann von dem Berge dem i.J. 1281 gestorbenen Grafen Gerhard I. von Holstein als Geschenk übereignet wurde - und zwar mit einem eigens zu diesem Anlaß verfaßten kleinen Widmungsgedicht in mitteldeutscher Sprachform. Offenbar erschien dem Hamburger Patrizier nur ein solches, in der Tradition der hochdeutschen höfischen Literatursprache stehendes Widmungsgedicht angemessen, um seinem adligen Landesherrn das in niederdeutscher Sprachgestalt überreichte Chronikwerk zu empfehlen<sup>37</sup>.

37 Ähnlich schon ROETHE (wie Anm.1) S.34.

2.4. Indem ich die dem *Sachsenspiegel* und der *Sächsischen Weltchronik* zeitlich parallel liegenden ersten Ansätze niederdeutscher Schriftlichkeit im Bereich der Stadtrechte und des Urkundenwesens ebenso wie im Bereich der geistlichen Literatur fürs erste zurückstelle, möchte ich die Aufmerksamkeit zunächst noch einmal zurücklenken auf die eingangs besprochene Übernahme hochdeutscher dichtersprachlicher Tradition im Umkreis des norddeutschen Adels, speziell der welfischen Hofkultur. Merkwürdigerweise sieht es so aus, als seien während der ersten Hälfte des 13. Jh.s in Niederdeutschland keine in dieser literatursprachlichen Tradition stehenden Texte verfaßt worden. Man scheint sich in diesem Zeitraum wieder mit der Rezeption von im hochdeutschen Bereich entstandenen höfischen Dichtungen begnügt zu haben. Erst um 1250 treten die welfischen Herzogshöfe in Braunschweig und Lüneburg auch selbst wieder als Orte höfischen Literaturschaffens in Erscheinung. Zwischen 1250 und 1270 hat der aus einem welfischen Ministerialengeschlecht stammende Berthold von Holle<sup>38</sup> hier seine drei Versromane *Demant*, *Darifant* und *Crane* verfaßt (den *Crane* wohl als letztes Werk anlässlich der Hochzeit Herzog Johanns i.J. 1265), und um 1280/90 hat ein namentlich unbekannter Braunschweiger Geistlicher eine umfangreiche Geschichtsdichtung, die sog. *Braunschweigische Reimchronik*<sup>39</sup>, geschrieben, die den Ruhm des Welfenhauses, insbesondere den des damals regierenden Herzogs Albrecht I., verkünden und seinen Söhnen ans Herz legen sollte. Die Romane Bertholds und die *Braunschweigische Reimchronik* sind hier nicht nur wegen ihrer zeitlichen und räumlichen Nähe zusammen zu nennen, sondern vor allem in Hinblick auf ihre Sprachform, die, bei durchaus vorhandenen Unterschieden, doch darin übereinstimmt, daß es sich jeweils um eine höchst merkwürdige hochdeutsch-niederdeutsche Mischsprache handelt. Ihrer Intention nach ist sie jeweils hochdeutsch und steht unverkennbar in der Tradition der höfischen hessisch-thüringischen Dichtersprache; aber in diesen hochdeutschen Grundbestand mischt sich immer wieder - bei jedem der vier Texte auf etwas unterschiedliche Weise - Niederdeutsches ein, und zwar sowohl niederdeutsche Lautungen und Formen als auch, freilich seltener, niederdeutsche Wortschatzelemente. Ferdinand Urbanek, der 1952 eine eingehende Analyse der Sprache der Bertholdischen Romane und

38 Vgl. dazu zuletzt H. FROMM, *Berthold von Holle*, in: *Verfasserlexikon* (wie Anm.20) Bd.1, Sp.813-816; wichtigste ältere Lit.: F. URBANEK, *Der sprachliche und literarische Standort Bertholds von Holle und sein Verhältnis zur ritterlichen Standessprache am Braunschweiger Welfenhof*, Diss. Bonn 1952; Gabriele VON MALSEN-TILBORCH, *Repräsentation und Reduktion, Strukturen späthöfischen Erzählens bei Berthold von Holle*, München 1973.

39 Vgl. dazu zuletzt Th. SANDFUCHS, *Braunschweigische Reimchronik*, in: *Verfasserlexikon* (wie Anm.20) Bd.1, Sp.1007-1010.

einen Vergleich mit derjenigen der *Braunschweiger Reimchronik* vorgelegt hat, konnte dabei die schon von früheren Forschern gemachte Beobachtung bestätigen, daß sich in Bertholds Dichtersprache, speziell in seinen Reimbindungen, eine deutliche Entwicklungstendenz feststellen läßt. In seinem Frühwerk verwendet Berthold neben vielen neutralen, in hochdeutscher und in niederdeutscher Form stimmigen Reimbindungen auch manche ausschließlich im Hochdeutschen mögliche Reime, daneben aber auch etliche nur in niederdeutscher Lautform einen reinen Reim ergebende Wortpaare<sup>40</sup>. In seinem Spätwerk ist das Bestreben unverkennbar, nicht nur die auf seine niederdeutsche Heimatsprache zurückgreifenden Reimlizenzen, sondern auch die spezifisch hochdeutschen Bindungen auf ein Mindestmaß zu reduzieren und soweit wie möglich nur noch neutrale Reime zu verwenden. Die "eigenartige Zwittersprache" Bertholds, wie Urbanek sie genannt hat<sup>41</sup>, läßt sich an derartigen Eigenwilligkeiten der Reimtechnik besonders deutlich ablesen; bei Wortschatz- und Formelementen im Versinnern, die an sich als niederdeutsches Substrat anzusehen wären, ist so gut wie nie festzustellen, was davon dem Dichter und was späteren Abschreibern gehört. Diese Unsicherheit gilt natürlich erst recht für den gesamten lautlich-orthographischen Bereich, obwohl doch immerhin auffällig ist, daß alle alten, also noch im ausgehenden 13. oder im frühen 14. Jh. niedergeschriebenen Textzeugen von Bertholds Werken hybride Orthographiesysteme aufweisen, die vermuten lassen, daß schon die Urschriften Bertholds ein ähnlich mischgestaltiges Aussehen hatten, nämlich im Vokalismus niederdeutsche, im Konsonantismus dagegen hochdeutsche Lautungen bzw. Schreibungen bevorzugten. Bertholds Schreibsprache dürfte damit auf diesem Sektor eine der Tendenz nach ähnliche Schwerpunktsetzung aufgewiesen haben, wie sie in dem den Wert einer Originalhandschrift besitzenden Hamburger Codex der *Braunschweigischen Reimchronik* tatsächlich belegt ist.

Bei der *Braunschweigischen Reimchronik* liegt der in der mittelalterlichen deutschen Literatur außerordentlich seltene Glücksfall vor, daß die älteste erhaltene Handschrift mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit eine genaue Kopie des Originalmanuskripts ist, da es sich dabei um das für die fünf Söhne des herzoglichen Auftraggebers bestimmte Dedikationsexemplar handelt<sup>42</sup>. Die uns durch diese Handschrift praktisch originalgetreu

40 Beispiele wären etwa *bat* 'er bat' : *dat* 'das', *gebot* 'Gebot' : *slot* 'Schloß', *gerêt* 'er riet' : *hêt* 'er hieß', *orlof* 'Urlaub' : *hof* 'Hof', *gegeven* 'gegeben' : *vurtreven* 'vertreiben' (Inf.).

41 URBANEK (wie Anm. 38) S. 107.

42 Die Sprachform der späteren Handschriften der *Braunschweiger Reimchronik* und der Romane Bertholds spiegelt in aufschlußreicher Weise die sprach-

überlieferte Dichtersprache des Braunschweiger Hofes um 1280/90 ist, verglichen mit der Sprache Bertholds, auch mit der seines Spätwerks, viel stärker, beinahe ausschließlich hochdeutsch geprägt. Bei den Reimen gibt es im Konsonantismus nur neutrale oder aber speziell hochdeutsche Bindungen; die einzige Ausnahme eines auf niederdeutschem Lautstand beruhenden Reimwortpaares ist die mehrfach vorkommende Koppelung des Verbs *stichten* 'stiften' bzw. des Substantivs *gestichte* 'das Stift' mit Wörtern wie *dichten*, *berichten* oder *licht*<sup>43</sup>. Bei den vokalischen Reimen zeigen sich etwas häufiger niederdeutsche Einschläge: Wörter mit den hochdeutschen Stammvokalen /i/ und /e/ sowie /ie/ und /ei/ werden im Reim, meist in der vereinheitlichenden Schreibung e, miteinander gebunden. Aufs Ganze gesehen, also bei Berücksichtigung nicht nur der Reimgrammatik, sondern auch des Wortschatzes, der Morphologie und der Orthographie, kann jedenfalls kein Zweifel bestehen, daß die *Braunschweigische Reimchronik* fest in der Tradition der hochdeutschen Dichtersprache wurzelt, und es verschlägt dabei durchaus nichts, daß das äußere Erscheinungsbild des Textes infolge gewisser Eigentümlichkeiten der Orthographie<sup>44</sup>, die sich aber auch wieder nur zum Teil mit niederdeutschen Lautverhältnissen korrelieren lassen, eine spezifisch braunschweigische Lokalprägung aufweist.

Es war ein reizvoller Einfall Urbaneks, in der Dichtersprache Bertholds und des Braunschweiger Reimchronisten mehr oder weniger genaue schriftliche Spiegelungen einer in mündlichem Gebrauch existierenden Erscheinungsform des damaligen Deutsch sehen zu wollen, nämlich der "ritterlichen Standessprache" der braunschweigischen Hofgesellschaft in der zweiten Hälfte des 13. Jh.s<sup>45</sup>. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird es in Braunschweig damals tatsächlich, nicht anders als an den übrigen großen Zentren der feudalen Kultur, so etwas wie eine gesprochene "ritterliche Standessprache" oder, um einen Terminus von Gabriele Schieb (1980) zu benutzen, eine "höfische Konversationsprache"<sup>46</sup>

---

soziologischen Wandlungen, die sich zum 15. Jh. hin in Norddeutschland vollzogen haben. Diese ermöglichten einerseits die Anwendbarkeit der jetzt in ihrer Hochblüte stehenden mnd. Standardschreibsprache auch für Texte höfischer Provenienz (so in der Wolfenbüttler Hs. der *Reimchronik*), andererseits die Umschrift der Romane Bertholds in standardisierte Varianten des Mitteldeutschen (Dessauer Hs. des *Demantin* [ostmitteleid.], Pommersfelder Hs. des *Crane* [ripuar.]).

43 Vgl. ROETHE (wie Anm. 1) S. 39; URBANEK (wie Anm. 38) S. 168.

44 Am auffälligsten ist dabei neben der schon erwähnten, aber nicht nur auf den Reim beschränkten e- bzw. o-Schreibung für mhd. Extremvokale und -diphthonge die konsequente Verwendung von *dh* statt hd. einfachem *d* sowie von *ph*, das zweifellos als Reibelaut zu lesen ist, für hd. *f* / *v*.

45 URBANEK (wie Anm. 38) S. 173ff. und 219ff.

46 Vgl. dazu zuletzt WOLF (wie Anm. 4) S. 174 sowie Gabriele SCHIEB, *Versuch*

gegeben haben. Man darf in diesem Zusammenhang an den bekannten Satz der dem Niederdeutschen Adel entstammenden Mystikerin Mechthild von Magdeburg erinnern, wonach die mystisch empfängliche Seele Gott mit der *hovesprache*, die man in dirre kuchin nit vernimet, zu sich sprechen hört<sup>47</sup>. Die Existenz einer besonderen *hovesprache*, eines sich in der höfischen Konversation realisierenden Soziolektes der adligen Oberschicht, ist für den Braunschweiger Herzogshof mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen; nur - und das ist das Entscheidende - wie diese *hovesprache* in Braunschweig oder anderswo geklungen hat, darüber fehlen uns leider jegliche Zeugnisse. Urbaneks Einfall, daß sich Berthold und der Reimchronist mit ihrer eigenwilligen Literatursprache an der gesprochenen "ritterlichen Standessprache" des Welfenhofes orientiert hätten, bleibt eine unbeweisbare Hypothese<sup>48</sup>.

2.5. Um die gleiche Zeit, als sich am Braunschweiger Hof die nach Niederdeutschland verpflanzte Tradition hochdeutscher höfisch-ritterlicher Ständedichtung so eigenwillig weiterentwickelte, vollzog sich in einem durchaus anderen sozialen Milieu eine in Niederdeutschland bis dahin nicht nachweisbare Indienstnahme der hochdeutschen höfischen Dichtersprache zur literarischen Gestaltung geistlich-religiöser Stoffe. Der Mann, der dies um 1275 herbeiführte, war ein Laie, der Magdeburger Brun von Schönebeck<sup>49</sup>. Die literarische Tätigkeit und die Sprachwahl Bruns ist insofern ein bemerkenswerter Fall, als Brun in jüngeren Jahren so etwas wie der literarische Wortführer des die ritterlichen Lebens- und Kulturformen imitierenden Stadtpatriziats seiner Heimatstadt war. Um 1270 erdachte er ein *grael* genanntes pfingstliches Ritterspiel, lud die an solcher anspruchsvollen Nachahmung adligen Turnierwesens interessierten Mitglieder der Führungsschicht der benachbarten niederdeutschen Städte vermittels *hövescher breve* hierzu ein und verfaßte über den Verlauf des Festes ein leider nicht erhaltenes, jedoch durch die Magdeburger Schöppenchronik rund hundert Jahre später noch bezeugtes *düdesches bok*. Erhalten haben sich nur Bruns geistliche Dichtungen, die Werke seiner späteren Jahre, deren wichtigstes

---

einer Charakteristik der grundlegenden Kommunikationsbeziehungen um 1200 (Gedanken zu einigen Voraussetzungen einer Geschichte der deutschen Nationalitätssprache), Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 33 (1980) 379-385, dort S. 383.

47 Offenbarungen der Schwester Mechthild von Magdeburg oder Das Fließende Licht der Gottheit, hrg. v. G. MORELL, Regensburg 1869, Neudr. Darmstadt 1980, S. 4.

48 Vgl. MALSEN-TILBORCH (wie Anm. 38) S. 11.

49 Vgl. dazu zuletzt (mit Angabe der älteren Lit.) L. WOLFF, Brun von Schönebeck, in: Verfasserlexikon (wie Anm. 20) Bd. 1, Sp. 1056-1061.

die umfangreiche, romanhaft ausgedehnte und mit viel gelehrtheologischem Beiwerk ausgeschmückte *Hohelied*-Allegorie ist. Mit der Tradition der von ihm für dieses Werk benutzten, in Niederdeutschland bis dahin ja nur für weltlich-höfische Stoffe üblichen hochdeutschen Dichtersprache ostmitteldeutscher Prägung wird sich Brun zunächst bei der Abfassung seiner verlorenen Dichtung über das Magdeburger Grafest vertraut gemacht haben; als er dann um 1275 daran ging, eine viele tausend Verse umfassende Dichtung über ein anspruchsvolles theologisches Thema zu schreiben (über ein Thema freilich, bei dem, wie bei aller *Hohelied*-Exegese, eine Anknüpfung an die Ausdrucksweisen und Stilmittel weltlich-höfischer Liebesdichtung besonders nahe lag), da schien ihm, dem Laien und mit ritterlichen Kulturformen vertrauten Patrizier, nur die traditionelle Form literarischer Sprachkultur des Adels in Niederdeutschland, eben die mitteldeutsche höfische Dichtersprache, hierfür angemessen. Dabei ist es sicherlich nicht nur aus der traditionellen Bescheidenheitstopik der mittelalterlichen Dichter zu erklären, wenn Brun sich in seinem *Hohenlied*, ähnlich wie 75 Jahre vorher sein ostfälischer Landsmann Albrecht von Halberstadt, als *tumber Sachsen* mit nur unvollkommener Sprachbeherrschung bezeichnet (V. 8555ff.): *die rede ist ho an den dute, / des vorcht ich, ir vil guten lute, / daz si mir gar entwachse, / wen ich bin ein tumber Sachse, / der nicht vil der sprache kan*. Diese Worte sind insofern nicht unberechtigt, als allerlei Mißgriffe zeigen, daß Brun die hochdeutsche Dichtersprache tatsächlich nicht voll beherrschte: Einsprengsel regionalen niederdeutschen Wortgutes, die für einen Niederdeutschen typische Dativ-Akkusativ-Verwechslung und andere grammatische Unregelmäßigkeiten wie die reimgesicherte Uniform *Maria, du vil guter* und dergleichen verraten deutlich, in welcher Sprache der Dichter eigentlich zu Hause war.

2.6. Der zweite uns namentlich bekannte niederdeutsche Verfasser geistlicher Dichtungen im ausgehenden 13. Jh. ist Könemann von Jerxheim<sup>50</sup>, der in vielem, nicht zuletzt sprachlich, zu Brun von Schönebeck in Kontrast steht. Könemann war im Gegensatz zu diesem Geistlicher, zunächst Pfarrer, dann Domherr und Dekan des einflußreichen Stiftes St. Simeon und Judas in Goslar. Er entstammte einer landsässigen Kleinadelsfamilie, die enge Verbindungen zum Goslarer Domstift unterhielt. Könemanns poetisches Schaffen setzt um 1280 mit dem *Kaland* ein, einer Lehrdich-

50 Vgl. dazu zuletzt (mit Angabe der älteren Lit.) H. BECKERS, *Könemann von Jerxheim*, in: *Verfasserlexikon* (wie Anm.20) Bd.3, 1982 (im Druck); grundlegend: L. WOLFF (Hrg.), *Die Dichtungen Könemanns: Kaland, Wurzgarten, Reimbibel* (Niederdt. Denkmäler, 8), Neumünster 1953, bes. S.28-50.

tung über Ursprung und Ziele der in Ostfalen verbreiteten, auf praktische Förderung christlicher Lebensgestaltung ausgerichteten Freundesgemeinschaft von Laien und Geistlichen. Es folgten eine leider nur in geringen Bruchstücken erhaltene *Reimbibel* (um 1290) sowie als sein letztes und anspruchsvollstes Werk der 1304 abgeschlossene *Wurzgarten Mariens*, eine symbolische Darstellung des unergründlichen Wunders der Menschwerdung Gottes in Anknüpfung an das traditionelle allegorische Darstellungsschema vom Streit der vier Töchter Gottes. Im Rahmen der literatursprachlichen Entwicklung Niederdeutschlands ist Könemann eine ausgesprochene Grenzgestalt. Von den bisher behandelten Dichtern unterscheidet er sich in auffälliger Weise dadurch, daß seine Verssprache eine wirkliche hochdeutsch-niederdeutsche Mischung ist: eine Zwittersprache bzw. Mischschreibe, die stärker zum Niederdeutschen als zum Hochdeutschen hin tendiert. "Ich zweifle nicht", erkannte Roethe schon 1899, "auch Könemann wollte, wie seine Vorgänger, auf seine Art hochdeutsch schreiben. Aber er tats, ohne sich darum Entsagung in der Ausdrucksweise aufzuerlegen, ohne auf bequeme Reime, wie sie ihm die Muttersprache reichlich bot, zu verzichten. (...) Könemann in seiner Nachgiebigkeit zugleich gegen die hochdeutsche Tradition und gegen die eigene sprachliche Gewohnheit läßt ahnen, wie ohne schöpferische Tat aus diesem hochdeutschen Missing doch so etwas wie eine mittelniederdeutsche Schriftsprache entstehen konnte"<sup>51</sup>. Roethe hat damit Könemanns sprachliche Stellung an der Schwelle zur dann unmittelbar folgenden, wirklich niederdeutschen Versdichtung bereits klar erkannt; aber erst die Detailstudien Ludwig Wolffs haben uns die Eigenart von Könemanns Dichtersprache, insbesondere die Eigenwilligkeit seines Wortschatzes, in allen Einzelheiten erschlossen. "Wenn sich der angestammte Wortschatz hier in so weitem Umfang zeigen kann, ganz anders als in den älteren Dichtungen dieses Raums, die ebenfalls aus der höfischen Stilschule herzuleiten sind, und wenn die Worte (auch ohne daß der Gegenstand dazu nötig) weit über die höfisch-geistliche Sphäre bis ins Alltägliche reichen, ... so liegen die tiefern Gründe jedenfalls zum guten Teil in einer Umformung der gesamten literarischen Bedingungen und in einer leise, aber spürbar veränderten Haltung zu Welt und Wirklichkeit"<sup>52</sup>. Könemanns dichterisches Wirken an der Wende vom 13. zum 14. Jh. markiert also das Ende der Periode, in der sich literarisches Sprechen in Norddeutschland im wesentlichen in der Tradition der hochdeutschen Dichtersprache vollzog. Im 14. Jh. werden dann niederdeutsche Verse von geistlichen Dichtern mit

---

51 ROETHE (wie Anm.1) S.59.

52 WOLFF (wie An.50) S.51.

der größten Selbstverständlichkeit verfaßt, und den geistlichen niederdeutschen Dichtungen gesellen sich solche anderer (freilich nicht höfischer) Thematik hinzu. Wichtig erscheint mir die in den obigen Zitaten ausgedrückte Erkenntnis Roethes und Wolffs, daß diese Emanzipation des heimischen Idioms zur niederdeutschen Dichtersprache nicht der "schöpferischen Tat" eines Einzelnen zu verdanken ist, sondern ein allmählicher, sich über anderthalb Jahrhunderte hinziehender Prozeß der Umformung der gesamten sprachlich-literarischen Kommunikationsbeziehungen in Norddeutschland war. Zur Aufhellung der einzelnen Stadien dieses Umformungsprozesses und der daran beteiligten Kräfte ist freilich noch viel zu tun.

2.7. Bevor wir dazu übergehen können, die Durchsetzung einer auf der niederdeutschen Volkssprache aufbauenden polyfunktionalen Schrift- und Literatursprache in der ersten Hälfte des 14. Jh.s näher zu erörtern, müssen wir erläutern, wieso wir denn bisher ausnahmslos über die Sprache von Texten aus dem östlichen Teil des niederdeutschen Altlandes gesprochen haben und wieso wir die gleichzeitige literatursprachliche Situation im westlichen Niederdeutschland bisher praktisch mit keinem Wort erwähnt haben. Der Grund ist schlichtweg der, daß wir uns bei unserem nicht nach Vollständigkeit strebenden Überblick notwendigerweise auf die Schwerpunkte der literatursprachlichen Entwicklung Norddeutschlands seit dem späten 12. Jh. konzentrieren mußten, und diese Schwerpunkte lagen damals eindeutig im ostfälisch-elbstfälischen Bereich und eben nicht in Westfalen. Ich hege die Vermutung, daß einer der maßgeblichen Gründe für das weitgehende literarische (d.h. volkssprachig-literarische) Schweigen Westfalens im Fehlen eines mit dem ostfälischen Welfenhof vergleichbaren Zentrums adliger Hofkultur lag. Münster war zwar Sitz einer fürstbischöflichen Kurie, aber als solche doch in erster Linie Pflegestätte lateinsprachiger Bildungstraditionen; entsprechendes gilt auch für die anderen westfälischen Fürstbischöfssitze Paderborn, Minden und Osnabrück. Im einzelnen ist hier noch vieles unklar und bedürfte neuer Forschungsanstrengungen. Aus Westfalen ist an volkssprachigen literarischen Erzeugnissen aus dem bisher behandelten Zeitraum von rd. 1170 bis rd. 1300 jedenfalls außer einer Psalter- und Brevierhandschrift sowie ein paar kurzen Rechtstexten nichts mit absoluter Sicherheit und mit relativer Sicherheit nur noch der Textkomplex rund um die sog. *Niederdeutsche Apokalypse* sowie das Loccumer Artusroman-Fragment und eine gereimte Boethius-Übersetzung erhalten<sup>53</sup>.

53 Allgemein zu den westfäl. Texten des 13. Jh.s vgl. G. KORLÉN, *Die mittelniederdeutschen Texte des 13. Jh.s, Beiträge zur Quellenkunde und Grammatik des Frühmittelniederdeutschen* (Lunder Germanistische Forschungen, 19), Lund 1950, S.92-119.

2.8. Bei der eben genannten *Niederdeutschen Apokalypse*<sup>54</sup> handelt es sich um eine vollständig erhaltene poetische Auslegung der Geheimen Offenbarung des Johannes, zu der vom selben Dichter noch eine fragmentarisch überlieferte Kette kleinerer Gedichte über eschatologische Themen sowie ein ebenfalls unvollständig erhaltenes Apostelleben treten. Die handschriftliche Überlieferung dieser erstaunlich langlebigen, bis ins ausgehende 15. Jh. immer wieder abgeschrieben und dabei sprachlich stets von neuem modifizierten Texte reicht zwar bis in die Mitte des 13. Jh.s zurück; gerade die Sprache dieser alten Handschriftfragmente aber ist so uneinheitlich, aus hoch- und niederdeutschen Elementen so bunt gemischt, daß man sie lange nicht recht einzuordnen wußte. Erst 1955 hat Erik Rooth, Beobachtungen K. Bischoffs weiterführend, das Nebeneinander der verschiedenen westniederdeutschen, ostniederdeutschen und hochdeutschen Elemente auf eine meines Erachtens einleuchtende Weise zu entwirren vermocht. Wie die Reimgrammatik zeigt, sind weder die hochdeutschen noch die ostniederdeutschen, sondern die westniederdeutschen Textbestandteile als die ursprünglichen anzusehen; beweisende Reimwörter dieser Art sind etwa *wāle / wal / wel* 'wohl', *martilie* 'Martyrium', *strang* 'stark', *gehère* 'herrlich', *brāke* 'Fruchtpresse', *drōvich* 'betäubt', *wikkère* 'Zauberer' und *koclère* 'Gaukler' sowie das speziell zentralwestfälische *moige* 'Muhme'. Dazu kommt allerlei typisch westniederdeutsches Wortgut im Versinnern wie *breidel* 'Zügel', *demster / düster* 'finster' *drüge / drugen / verdru-gen* 'trocken, vertrocknet', *segede* 'Sichel', *sunden* 'zum Abschied grüßen' und andere mehr. Die ältesten Handschriftfragmente des 13. Jh.s sind demnach das Ergebnis der sprachlichen Überformung eines ursprünglich westfälischen Textes durch einen von thüringischen Schreibtraditionen stark beeinflussten südostfälischen oder elbstfälischen Kopisten. Die sprachlich-stilistischen Vorbilder des westfälischen Dichters glaubte Rooth in der niederrheinischen geistlichen Dichtung des 12. Jh.s, insbesondere in der *Mittelfränkischen Reimbibel*, zu sehen. Dieser letzteren Vermutung müßte man genauer nachgehen, und dies auch deshalb, weil die Sprache der sog. *Mittelfränkischen Reimbibel* meines Erachtens ursprünglich durchaus nicht niederrheinisch-mittelfränkisch gewesen sein muß, sondern auch ein mischsprachiges mittelfränkisch-westniederdeutsches Original im Bereich des Möglichen liegt.

2.9. Im weiteren Zusammenhang mit der von Rooth für die *Apokalypse* in Betracht gezogenen literatursprachlichen Beeinflus-

54 Vgl. dazu zuletzt (mit Angabe der älteren Lit.) H. BECKERS, *Apokalypse (nd.)*, in: *Verfasserlexikon* (wie Anm. 20) Bd. 1, Sp. 408-410; grundlegend: E. ROOTH, *Studien zur nd. Apokalypse*, Zs. f. Mundartforschung 23 (1955) 45-59.

sung Westfalens vom ripuarischen und südostniederfränkischen Niederrhein her müssen wohl auch jene Bruchstücke des einzigen in frühmittelniederdeutscher Sprache überlieferten Artusromans gesehen werden, die erst 1897 von Conrad Borchling entdeckt und ohne nähere sprach- oder literarhistorische Kommentierung im Rahmen seines ersten Reiseberichts über mittelniederdeutsche Handschriften abgedruckt worden waren<sup>55</sup>. Selbst dem genialen Gustav Roethe erschienen diese Bruchstücke so rätselhaft, daß er vor ihrer Einordnung in die Entwicklungsgeschichte der Literatursprache Niederdeutschlands im 13. Jh. resignierte. Nachdem die Forschung des 20. Jh.s die Fragmente sieben Jahrzehnte lang unbeachtet gelassen hatte, habe ich sie einer 1974 in dieser Zeitschrift veröffentlichten sprachlich-literarischen Analyse<sup>56</sup> unterzogen, derzufolge als sicher gelten darf, daß die erhaltenen Partien der unglücklicherweise gerade bei den Reimwörtern stark verstümmelten Verse auf Grund ihrer zweifellos westniederdeutschen Sprachform als Reste einer von einem westfälischen Kopisten im späten 13. Jh. angefertigten Abschrift anzusehen sind. Ebenso unzweifelhaft ist weiterhin, daß der Text stofflich und stilistisch dem Vorbild der oberdeutschen Klassiker Wolfram und Hartmann aufs engste verpflichtet ist. Nicht eindeutig feststellbar ist demgegenüber, in welcher Sprachform das Original der Dichtung abgefaßt war, weil einerseits, wie erwähnt, zahlreiche Reimwörter durch Beschnitt verloren sind und andererseits die erhaltenen Reimbindungen sprachgeographisch überwiegend neutral sind. Die wenigen nicht neutralen Reimwortpaare passen am ehesten ins Rheinisch-Westmitteldeutsche, wären aber auch als literarische Lehnreime bei einem niederdeutschen, und dann entweder westfälischen oder südostniederfränkischen, Dichter möglich.

2.10. Mehr läßt sich über die Literatursprache Westfalens im 13. Jh. gegenwärtig kaum sagen. Daß ein höfischer Sangspruchdichter wie Reinold von der Lippe sich konsequent der hochdeutschen höfischen Dichtersprache (mit mitteldeutscher Tönung) bedient und sich nur an einer Stelle sprachlich durch den Reim *leben : heben* 'Himmel' als Niederdeutscher verrät, kann nicht überraschen<sup>57</sup>. Ebenso paßt der sprachliche Mischcharakter einer vielleicht noch im 13. Jh. entstandenen, nur fragmentarisch erhaltenen gereimten Boethius-Übersetzung ins Bild: die erhaltenen Reste weisen eine anfangs hochdeutsche, später zunehmend nie-

55 C. BORCHLING, *Mittelniederdeutsche Handschriften in Norddeutschland und den Niederlanden, Erster Reisebericht*, Nachrichten d. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, Geschäftl. Mitt., Jg. 1898, S.179-316, dort S.185-190.

56 H. BECKERS, *Ein vergessenes mittelniederdeutsches Artuseposfragment (Loccum, Klosterbibliothek, Ms.20)*, NdW 14 (1974) S.1-52.

57 Vgl. ROETHE (wie Anm.1) S.59.

derdeutsche (westfälische bzw. südostniederfränkische) Sprachform auf, was, ebenso wie Vers- und Reimtechnik, vermuten läßt, daß der Text im Traditionszusammenhang mit den an hochdeutscher Dichtersprache orientierten niederdeutschen Poeten zu sehen ist<sup>58</sup>. Ein dritter Text muß aus chronologischen Gründen wohl außerhalb der hiesigen Erörterungen bleiben: Bei dem umfangreichen Fabelwerk Gerhards von Minden, dem sog. *Wolfenbüttler Äsop*<sup>59</sup>, dessen Datierung seit langem zwischen den Ansätzen "um 1270" oder "um 1370" strittig ist, scheint auf Grund neuester Forschungen über den Entwicklungsgang der gesamten mittelalterlichen deutschen Fabeldichtung doch wohl nur die Spätdatierung in Frage zu kommen; für die westfälische Sprachgeschichte des 13. Jh.s scheidet der Text mithin aus.

### 3. Voraussetzungen des Aufstiegs des Mittelniederdeutschen zur polyfunktionalen Schreib- und Literatursprache Norddeutschlands im 14. Jahrhundert

Im folgenden sollen einige bisher noch nicht zur Sprache gekommene sozialgeschichtliche und literatursoziologische Aspekte erörtert werden, die bei der Erklärung des erstaunlichen Vorgangs, daß das Mittelniederdeutsche im 14. Jh. aus dem Schattendasein einer funktional auf wenige Textsorten eingeschränkten Schreibsprache minderer Geltung heraustreten und zum vollwertigen, polyfunktionalen, für eine Vielzahl von Textsorten und Kommunikationszwecken verfügbaren schriftsprachlichen Medium<sup>60</sup> aufsteigen konnte, mitbedacht werden müssen. Abschließend sollen dann kurz die Gründe für die Wahl des Mittelniederdeutschen bei einigen Texten des 14. Jh.s dargelegt werden, bei denen man wegen ihrer literarischen Gattung und ihres Adressatenkreises zunächst eher eine hochdeutsche als die tatsächlich überlieferte niederdeutsche Sprachform erwarten würde.

3.1. Bei den Überlegungen über die Bedingungen, die die im 14. Jh. sich vollziehende Entfaltung des Mittelniederdeutschen zum polyfunktionalen Schriftmedium ermöglicht haben, wäre insbesondere der Tatsache Beachtung zu schenken, daß sich schon während des 13. Jh.s in Norddeutschland ein starkes Bedürfnis nach schriftlicher Fixierung bestimmter rechtlicher Sachverhalte in

58 Vgl. A. BÜMER, *Fragmente einer gereimten deutschen Boethiusübersetzung*, ZfdA 50 (1908) 149-158; H. BECKERS, *Mittelniederdeutsche Literatur - Versuch einer Bestandsaufnahme (II)*, NdW 18 (1978) 1-47, dort S.35.

59 Vgl. dazu zuletzt L. WOLFF, *Gerhard von Minden*, in: *Verfasserlexikon* (wie Anm.20) Bd.2, Sp.1235-1238; zur Datierungsproblematik zuletzt H. BECKERS (wie Anm.58) S.2-4.

60 Zum Terminologieproblem (*Schriftsprache* bzw. *Quasi-Standardsprache*) vgl. Anm.6.

niederdeutscher Volkssprache bemerkbar machte. Ein Teilaspekt dieses Vorgangs, die Kodifizierung des sächsischen Land- und Lehnrechts in Gestalt des *Sachsenspiegels*, war hier bereits zur Sprache gekommen (s. 2.2.). Als ebenso wichtig und zukunftsweisend wie das sich im *Sachsenspiegel* manifestierende Bedürfnis nach Aufzeichnung der innerhalb des feudalen Gesellschaftsgefüges Norddeutschlands allgemein geltenden rechtlichen Normen sollte sich jedoch auch das Bestreben nach volkssprachiger Aufzeichnung der jeweils von Ort zu Ort unterschiedlichen Rechtsverhältnisse der niederdeutschen Städte sowie nach volkssprachiger Beurkundung von individuellen Rechtsgeschäften erweisen. Dieses Bedürfnis war insbesondere bei den niederdeutschen Städten und beim landsässigen Kleinadel verbreitet, da beide soziale Gruppierungen mit dem im Rechtsverkehr als Schriftmedium bis dahin allein üblichen Latein nicht genügend vertraut waren. Ebenso wie den niederdeutschen Städten als wirtschaftlichen und politischen Machtfaktoren von stetig wachsender Bedeutung an der Kodifizierung ihrer Rechte dem jeweiligen Landesherrn gegenüber gelegen sein mußte, ebenso mußte auch der landsässige Kleinadel danach trachten, seine Rechtspositionen gegenüber dem erstarkenden Landesfürstentum, den kirchlichen Gewalten sowie den aufblühenden Städten zu wahren. Ohne uns hier auf eine ausführlichere Darlegung des angedeuteten sozial- und kulturhistorischen Prozesses einlassen zu können, möchten wir betonen, daß dieses Bedürfnis der niederdeutschen Städte und des niederdeutschen Kleinadels nach schriftlicher Festlegung ihrer jeweils sehr unterschiedlichen Rechtsstellungen und Rechtsgeschäfte als eine der primären funktionalen Keimzellen für den späterhin so weit ausgreifenden schreib- und literatursprachlichen Gebrauch des Mittelniederdeutschen anzusehen sein dürfte.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Aufkommen volkssprachiger Stadtrechte und volkssprachiger Adelsurkunden in Norddeutschland und entsprechenden Vorgängen im mittel- und oberdeutschen Sprachgebiet liegt darin, daß sich im Hochdeutschen die neue volkssprachige Schriftlichkeit im Rechtswesen und bei den Urkunden an die bereits vorhandene literarische Tradition einer landschaftlich geprägten volkssprachigen Schriftlichkeit anlehnen konnte. Dies hatte zur Folge, daß sich dort kein tiefgreifender Gegensatz zwischen der landschaftlichen Literatursprache und der Rechts- bzw. Urkundensprache entwickelte. In Norddeutschland wurde die nur von der höfischen Gesellschaft, d.h. vom Hochadel und seiner unmittelbaren Umgebung, gepflegte Tradition der aus dem Süden übernommenen Dichtersprache vom einheimischen Kleinadel und der Stadtbevölkerung allem Anschein nach als so fremdartig, so stark abweichend von der bei der mündlichen Rechtsverhandlung gebrachten niederdeutschen Volkssprache empfunden, daß man sie als für die schriftliche Dokumentation von Rechten und Rechtsge-

schäften nicht angemessen betrachtete und infolgedessen zur Aufzeichnung juristischer Texte die allen verständliche niederdeutsche Volkssprache in Gebrauch zu nehmen begann.

Im einzelnen liegen die Gründe noch weitgehend im Dunkeln, weshalb sich in Norddeutschland der schriftliche Gebrauch der Volkssprache bei Stadtrechten und Urkunden so langsam durchsetzte, obwohl doch bereits rd. 1225/30 der *Sachsenspiegel* der schriftlichen Verwendung des Niederdeutschen im Rechtswesen den Weg gebahnt hatte<sup>61</sup>. Das älteste niederdeutsche Stadtrecht ist uns aus Braunschweig erhalten (sog. *Ius Ottonianum* von 1227); das der beiden großen Seehandelsstädte Lübeck und Hamburg datiert von rd. 1265 bzw. 1270, während die übrigen niederdeutschen Städte meist erst im 14. Jh. nachfolgen. Daß es gerade Braunschweig war, das trotz des Welfenhofs mit seiner Pflege der hochdeutschen Dichtersprache das älteste von vornherein in niederdeutscher Sprache abgefaßte Stadtrecht erhielt, verdient als bisher unerklärte Merkwürdigkeit besonders hervorgehoben zu werden<sup>62</sup>.

Aus dem Jahre 1272 ist uns dann mit der sog. *Hildesheimer Ritterurkunde* erstmals eine niederdeutsche Urkunde über einen Vertrag zwischen der Ritterschaft eines niederdeutschen Territoriums und einer niederdeutschen Stadtgemeinde erhalten<sup>63</sup>.

Was die fürstlichen Kanzleien Norddeutschlands betrifft, so halten diese bei ihren Urkunden den Städten gegenüber durchweg länger am Latein fest als gegenüber dem landsässigen Kleinadel. Es liegt nahe, dies im Anschluß an Überlegungen von Paul Steinmann (1936) und Hans-Joachim Gernentz (1980) über die besonderen Verhältnisse in Mecklenburg, aus dem Bestreben der Herzöge zu erklären, den Landadel enger in den entstehenden Territorialstaat zu integrieren: dem lateinunkundigen Landadel hätten die fürstlichen Schreiber auf diese Weise sprachlich entgegenkommen müssen, während sie in den Städten mit einer leistungsfähigen, an lateinischen Schriftverkehr gewohnten Stadtkanzlei als Partner hätten rechnen können<sup>64</sup>.

3.2. Das Aufkommen von niederdeutschen Rechtstexten und Urkunden in den niederdeutschen Städten dürfte im übrigen in en-

61 Vgl. dazu H. DE BOOR in der Vorrede zu Bd.3 des *Corpus der altdeutschen Originalurkunden bis zum Jahr 1300*, hrg. v. F. WILHELM - H. DE BOOR, Berlin 1957, S.XXXIX, sowie G. CORDES, *Studien zu den ältesten ostfälischen Urkunden*, Nd.Jb. 71/73 (1948/50) 90-133 und DERS., *Zur Erforschung der Urkundensprache*, Nd.Jb. 82 (1959) 63-79.

62 Vgl. dazu KORLÉN (wie Anm.53) S.35ff. und CORDES (wie Anm.61) S.65.

63 Vgl. dazu KORLÉN (wie Anm.53) S.53f. und CORDES (wie Anm.61) S.95f.

64 Vgl. dazu P. STEINMANN, *Volksdialekt und Schriftsprache in Mecklenburg*, *Jahrbücher des Ver. für mecklenbg. Gesch. u. Altertumskunde* 100 (1936) 199-248, dort S.208-212, sowie GERNENTZ (wie Anm.8) S.39-43.

ger Wechselwirkung stehn mit der Ausbildung einer auf überregionale Geltung abzielenden, zunächst im mündlichen Verkehr der frühhansischen Fernkaufmannschaft aufgekommenen Geschäftssprache, die man mit einem von Karl Bischoff geprägten Begriff als frühhansische Verkehrs- und Umgangssprache bezeichnet. In seinem bekannten Aufsatz über die Grundlagen der mittelniederdeutschen Schriftsprache hat Bischoff (1962) diesen Aspekt zusammenfassend so charakterisiert: "Ich sehe sie [gemeint ist: die mittelniederdeutsche Schriftsprache] wachsen über einer frühhansisch-frühlübischen Umgangs- und Verkehrssprache, die sich aus den in einen neuen Rahmen gespannten Mundarten der aus dem Altland kommenden Siedler entwickelte"<sup>65</sup>. Bischoff ging es bei seinen damaligen Überlegungen allerdings ausschließlich um die Ermittlung der Triebkräfte, die zur Ausbildung der grammatischen Norm der mittelniederdeutschen Schriftsprache des 14. Jh.s geführt hatten, und dabei erschien ihm die im Neusiedlungsraum der Ostseeküstenstädte, besonders in Lübeck, als Ausgleichssprache von niederdeutschen Fernhändlern unterschiedlicher Herkunft entstandene frühhansische Verkehrssprache als die maßgebliche Kraft. Die Aufgabe, den Weg im einzelnen nachzuzeichnen, wie diese gesprochene frühhansische Verkehrssprache im späten 13. und frühen 14. Jh. zur geschriebenen hansischen Geschäftssprache und schließlich zur polyfunktionalen Literatursprache Norddeutschlands werden konnte, lag nicht in Bischoffs damaliger Absicht. Auch wir können hierzu nur mit einigen Bemerkungen Stellung nehmen.

3.3. Man wird die seit dem 14. Jh. immer weitere Textbereiche erfassende Verwendung des Mittelniederdeutschen als Literatursprache m.E. nur dann angemessen einschätzen können, wenn man sich vor Augen hält, daß eben diese mittelniederdeutsche Schriftsprache auch zur Zeit ihrer Hochblüte in der zweiten Hälfte des 14. und im ganzen 15. Jh. immer ein primär (wenngleich nicht ausschließlich) den literarischen Bedürfnissen der niederdeutschen S t a d t bevölkerung dienendes Kommunikationsmittel blieb. Ihre Grenze erreichte die erstaunlich weitreichende funktionale Expansion der mittelniederdeutschen Literatursprache infolgedessen genau da, wo sie auf die beim Adel Norddeutschlands seit langem verfestigte Tradition der hochdeutschen Dichtersprache als des etablierten Mediums adlig-höfischer Literaturformen traf.

65 K. BISCHOFF, *Über die Grundlagen der mittelniederdeutschen Schriftsprache*, Nd.Jb. 85 (1962) 9-31, dort S.31. Vgl. jetzt auch DERS., *Über gesprochenes Mittelniederdeutsch* (Akademie der Wiss. und Lit. zu Mainz, Abhandlungen d. geistes- und sozialwiss. Kl. 1981, Nr.4), Wiesbaden 1981.

Um es an ein paar Einzelheiten stichwortartig zu verdeutlichen: Den literarischen Bedürfnissen der niederdeutschen Stadtbevölkerung entsprach es, daß sich im 14. und 15. Jh. in mittelniederdeutscher Sprache beispielsweise eine reichhaltige städtische Geschichtsschreibung und eine hochentwickelte juristisch-administrative Prosa, daß sich ferner eine mannigfachen praktischen Lebensbedürfnissen dienende Fachliteratur, daß sich darüber hinaus etliches an didaktischen Vers- und Prosatexten und daß sich insbesondere auch ein reichhaltiges religiöses Schrifttum in mittelniederdeutscher Sprache entwickelte. Auch und gerade die zuletzt erwähnte, in reicher Fülle überlieferte mittelniederdeutsche geistliche Vers- und Prosaliteratur<sup>66</sup> konnte sich vor allem deswegen entfalten, weil auch ihr Zielpublikum in erster Linie ein stadtbürgerliches, jedenfalls kein adlig-höfisches war: Die vielen religiösen Lehr- und Erbauungsschriften, die geistlichen Spiele, die mystisch entflammten Jesus- und Mariengedichte usw. waren entweder für die vorzugsweise vom Franziskanerorden wahrgenommene städtische Volksseelsorge (die sich natürlich auch an die patrizische Führungsschicht der Städte richtete) bestimmt, oder sie waren für die personell sich meist aus dem Stadtbürgertum rekrutierenden geistlichen Gemeinschaften wie Beginenkonvente und Bettelordenklöster gedacht, wesentlich seltener dagegen für die den Söhnen und Töchtern des niederdeutschen Adels vorbehaltenen vornehmen Klöster und Stifte.

Es überrascht also nicht, daß es trotz der thematischen und funktionalen Ausweitungen im Gebrauch der mittelniederdeutschen Schriftsprache selbst während der Hochblüte der mittelniederdeutschen Literatur zu keiner Ausbildung einer eigenständigen weltlichen Erzähldichtung oder Liebeslyrik gekommen ist. Ein Vordringen des Niederdeutschen in diese sozial dem Adel vorbehaltenen, traditionellerweise an das Medium des Hochdeutschen gebundenen Literaturgattungen lag offenbar nicht im Bereich des Möglichen. Erst ab der Mitte des 15. Jh.s, also weit außerhalb des hier erörterten Zeitraums, kam es in Kreisen des hansischen Bürgertums ganz sporadisch auch einmal zu Ausgriffen in diesen Literaturbereich, wobei sich dieser Ausgriff jedoch fast ganz auf die sprachliche Adaption einiger weniger Versromane und -novellen hochdeutscher (teilweise auch niederländischer) Herkunft beschränkte<sup>67</sup>. Ähnliches gilt für die zeitlich noch später einsetzen-

66 Eine neuere Gesamtdarstellung fehlt; vgl. einstweilen W. STAMMLER, *Die mittelniederdeutsche geistliche Literatur*, in: DERS., *Kleine Schriften zur Literaturgeschichte des Mittelalters*, Berlin 1954, S.239-263.

67 Vgl. dazu BECKERS, *Mnd. Lit. (I)* (wie Anm.27) S.24ff.; DERS., *'Flos und Blankflos' und 'Von den sechs Farben' in niederdeutsch-ostmitteldeutscher Mischsprache aus dem Weichselmündungsgebiet*, *ZfdA* 109 (1980) 129-146. - Auch in dieser Hinsicht nahm der Westrand des nd. Sprachgebietes eine Sonderstellung ein. Im Gefolge der bekannten engen sprachlich-literarischen

de weltliche Unterhaltungsprosa in mittelniederdeutscher Sprache<sup>68</sup>.

3.4. Immerhin kann man im 14. Jh. gelegentlich einmal, beim Vorliegen seltener und günstiger Sonderbedingungen, ein Ausgreifen des literarischen Schaffens in mittelniederdeutscher Sprache bis in gewisse Randzonen des ansonsten dem Hochdeutschen vorbehaltenen adlig-höfischen Literaturlebens beobachten. Ein solcher Sonderfall liegt etwa vor bei dem 1325 von Eberhard von Wampen in niederdeutschen Versen verfaßten medizinisch-diätetischen Lehrgedicht *Spiegel der Natur*<sup>69</sup>, dessen Adressat kein Geringerer als der junge schwedische König Magnus Eriksson war. Die Sonderbedingung dieser für einen König bestimmten Lehrdichtung in niederdeutscher Sprache bestand eben darin, daß der Adressat ein schwedischer König, nicht etwa ein einheimischer deutscher Fürst war. Im Schweden des 14. Jh.s besaß das Niederdeutsche als Sprache des auch politisch mächtigen hanseischen Städtebundes gegenüber dem einheimischen Schwedischen zweifellos einen sprachlichen Mehrwert, ein erhöhtes Prestige, das in gewisser Weise dem sozialen Stellenwert der hochdeutschen Literatursprache beim niederdeutschen Adel vergleichbar war.

Ähnliche äußere Rahmenbedingungen gelten auch für die 1365 im Baltikum für den dortigen deutschen Adel verfaßte ständedidaktische Lehrdichtung des Dorpater Scholasters Stephan, das sog. *Schachbuch*<sup>70</sup>. Hier, im Baltikum, war das Niederdeutsche

---

Beziehungen zwischen Westfalen und den angrenzenden östlichen Niederlanden konkurriert beim westfälischen Adel besonders im frühen 15. Jh. der Einfluß der mittelniederländischen Dichtung in der Tradition der hochdeutschen höfischen Dichtung. Zwei Beispiele mögen dies illustrieren: Schon um 1400 ließ sich das westfälische Adelsgeschlecht von Altenbockum genannt Grünberg eine Abschrift des *Planetenbuchs*, einer niederländischen astrologischen Lehrdichtung von rd. 4200 Versen, herstellen, wobei der Text Wort für Wort ins heimische Westfälische umgeschrieben wurde. Rund 20-30 Jahre später gab Graf Everwin I. von Bentheim eine ebensolche nd. Abschrift des nl. Versromanzkyklus Jacobs van Maerlant und Lodewijks van Velthem über die Gral- und Artussage in Auftrag. Die beiden Fälle sind nicht zuletzt auch dadurch bemerkenswert, daß die auf diese Weise in nd. Umschrift erhaltenen Dichtungen in ihrer originalen nl. Sprachgestalt entweder völlig (so das *Planetenbuch*) oder größtenteils (so der Gral-Artus-Zyklus) verloren gegangen sind. Vgl. zur Textgeschichte des *Planetenbuchs* W. SCHÜSTER, *Das Planetenbuch*, Nd.Jb. 47 (1921) 1-12 und 71-73 (noch ohne Erwähnung der 1976 von mir entdeckten Altenbockumer Handschrift); zur Gral-Artus-Zyklus-Handschrift Graf Everwins I. vgl. die Ausgabe von T. SODMANN, *Jacob van Maerlant. Historie van den Grale und Boek van Merline* (Niederdeutsche Studien, 26), Köln Wien 1980.

68 Vgl. dazu BECKERS, *Mnd. Lit. (I)* (wie Anm.27) S.43ff.

69 Vgl. dazu zuletzt (mit Angabe der älteren Literatur) H. WISWE, *Everhard von Wampen*, in: *Verfasserlexikon* (wie Anm.20) Bd.2, Sp.663-666.

70 Vgl. dazu zuletzt (mit Angabe der älteren Lit.) BECKERS, *Mnd. Lit. (II)* (wie Anm.58) S.19-21.

ja unangefochten Prestigesprache gegenüber den in der Illiteratilität verbleibenden einheimischen Sprachen Lettisch, Livisch und Estnisch. Das Mittelniederdeutsche war hier, modern gesprochen, Amtssprache, und zwar nicht nur in der fast rein deutsch besiedelten Hansestadt Riga, sondern auch in den nur von einer dünnen Herrschicht niederdeutscher Abkunft regierten Territorien des Erzbischofs von Riga und des Bischofs von Dorpat sowie in dem vom Deutschen Ritterorden beherrschten restlichen Gebiet. Eine Lehrdichtung, die den niederdeutschen Kirchenfürsten, Landadligen, Ordensrittern und Stadtbürgern des Baltikums ihre jeweiligen sozialen Rechte und Pflichten in niederdeutschen Versen vor Augen stellte, ist somit eine den dortigen besonderen Sprach- und Sozialverhältnissen völlig angemessene Erscheinung.

3.5. Zum Abschluß unserer Überlegungen möchte ich die Aufmerksamkeit auf einen Text lenken, der nach allem bisher Gesagten als etwas höchst Ungewöhnliches gelten muß: auf die Fragmente eines Prosaromans adlig-höfischer Stoffwelt in mittelniederdeutscher Sprache. Gemeint sind jene in Stolberg am Harz gefundenen, um 1400 (?) geschriebenen Reste einer niederdeutschen Prosabearbeitung der altfranzösischen, zum Sagenkreis um Karl den Großen gehörenden *Chanson de geste Girart de Rossilion*<sup>71</sup>. Das zwischen 1140 und 1180 in Burgund entstandene altfranzösische Epos berichtet von der durch einen Willkürakt König Karls ausgelösten Rebellion des Grafen Girart und seinen jahrelangen unglücklichen Kämpfen gegen den König, die erst enden, als der gealterte Empörer nach dem Tode seiner Söhne sich auf Anraten des Papstes dem König unterwirft und sein Leben - zunächst aus Resignation, dann aus echter Frömmigkeit - in der Sorge für ein von ihm gestiftetes Kloster beschließt. Die niederdeutsche Prosa folgte der altfranzösischen Vorlage, nach Ausweis der erhaltenen Bruchstücke, inhaltlich recht getreu; erhalten sind Teile aus der Mitte und dem Schluß der Erzählung.

Diese niederdeutschen *Gerart-van-Rossiliun*-Fragmente sind eines der großen, bisher ungelösten Rätsel der mittelalterlichen deutschen Literatur: nicht nur wegen ihrer Sprache, sondern auch wegen ihrer Form, denn Prosaromane kennen wir, vom Sonderfall des schon im 13. Jh. verdeutschten *Prosa-Lancelot* abgesehen, in Deutschland sonst erst ab der Mitte des 15. Jh.s. Wie ist diese sprachliche und formale Ausnahmestellung der Fragmente zu erklären? Um, die Fragen zur Form hier ausklammernd, sogleich das irritierende Sprachproblem in den Blick zu fassen: Ist die handschriftlich überlieferte niederdeutsche Sprachform ursprünglich oder ist sie Ergebnis einer niederdeutschen Übertra-

71 Vgl. dazu zuletzt (mit Angabe der älteren Lit.) BECKERS, *Mnd. Lit.* (1) (wie Anm.27) S.27f. sowie DERS., *Gerart van Rossiliun*, in: *Verfasserlexikon* (wie Anm.20) Bd.2, Sp.1221-1225.

gung aus einem zunächst hochdeutsch (oder etwa niederländisch?) geschriebenen Text? Daß die erhaltenen Fragmente nicht dem Originalmanuskript des Verfassers entstammen, ist jedenfalls sicher, da sie eine Reihe sinnstörender Verschreibungen enthalten. Vom Fundort der Bruchstücke ausgehend, würde man eigentlich eine stärkere ostfälische Tönung der Sprache erwarten als tatsächlich vorhanden ist. Auch wirkt die Sprache für eine um 1400 angefertigte Abschrift ziemlich altertümlich, scheint also kennzeichnende Züge einer Vorlage des 14. Jh.s getreu bewahrt zu haben. Ich denke dabei an Erscheinungen wie durchgehende *i-* statt *e-*Schreibung in *dise* und *wider*; an das stete *sc-*, das noch seltene *gh*, das ausschließliche *-scap* (statt *-schop*), das unverdampfte *silve* (daneben nur einmal *sulve*), die ganz seltene Konsonantendoppelschreibung (nicht einmal in Wörtern wie *hemel*, *gode*, *godes*), an konsequentes *i* für tonloses *e* vor *t*, an *ey-*Schreibung für *ê*<sup>4</sup> nur im Worte *teyn*, an regelmäßige Wiedergabe von geminiertem *k* durch *chk* und anderes. Hier und da sind auch hochdeutsche Elemente zu registrieren: vereinzelt *ich* neben sonstigem *ik*, außerdem *ist*, *herre*, *oughen*, *we/wi* (neben *wo*) für 'wie' und einiges andere. Dazu kommen Besonderheiten des Wortschatzes, und zwar weniger beim germanisch-deutschen Erbwortschatz als vielmehr beim romanischen Lehnwortschatz, der sowohl durch seine Menge als auch durch einige besondere Seltenheiten auffällt. Ich greife hier nur dasjenige Beispiel heraus, das für die (wenn man so sagen darf) "soziale Lokalisierung" des Textes am aussagekräftigsten ist, nämlich das Lehnwort *quintanie* 'Turnierpuppe'. *Quintan(i)e* ist ein im mittelalterlichen Deutsch äußerst seltener, aus dem Altfranzösischen entlehnter terminus technicus des Ritterwesens; im Mittelniederdeutschen ist er sonst überhaupt nicht nachweisbar, im übrigen Deutsch kommt er lediglich in zwei höfischen Versromanen des 13. Jh.s vor, nämlich im *Rennewart* des Schwaben Ulrich von Türheim und im *Karl-und-Galie-Roman* eines niederrheinischen Anonymus<sup>72</sup>.

Auf Grund dieser und anderer Merkmale des Textes glaube ich, folgende Arbeitshypothese über die sprach- und literaturgeschichtliche Einordnung der niederdeutschen *Gerart-van-Rossiliun*-Prosa wagen zu dürfen: Da der Text von Stoff und Inhaltsproblematik her eindeutig auf ein adlig-höfisches Zielpublikum ausgerichtet ist, wird die überlieferte niederdeutsche Sprachform nicht als ursprünglich zu betrachten sein, sondern, der jüngeren niederdeutschen Überlieferung der *Braunschweigischen Reimchronik* vergleichbar (s.o. Anm.42), als nachträgliche Verniederdeutschung eines hochdeutsch geschriebenen Originals, dessen Verfasser möglicherweise jedoch ein Niederdeutscher war.

72 Vgl. *Rennewart* V.2544 u. 2820; *Karl und Galie* V. 55,57 u. 57,15.

Ein gewisses Indiz für die ehemalige Existenz einer hochdeutschen *Gerhart-von-Rossilion*-Handschrift könnte in dem 1434 niedergeschriebenen Inventar der alten kursächsischen Bibliothek zu Wittenberg zu finden sein. Hier wird als achter Codex, nach einer Handschrift der *Sächsischen Weltchronik* und einer Handschrift der Diemeringenschen Übersetzung des Mandeville-Reiseberichts, folgendes Manuskript erwähnt: *Liber, qui incipit 'In den gecziten Karls des koniges' etc., et finitur: 'Do gebot Gerhard den dryen' etc.*<sup>73</sup>. Karl Bartsch bemerkte 1884 in seinem Abdruck des Wittenberger Handschrifteninventars dazu: "Nr. 8 scheint ein Prosaroman aus dem kärtingischen Sagenkreis gewesen zu sein"<sup>74</sup>. An die niederdeutschen *Gerart-van-Rossiliun*-Fragmente konnte er sich dabei noch nicht erinnert fühlen, weil diese erst zwei Jahre später der Wissenschaft bekannt wurden; mir hingegen scheint eine Verbindung zwischen den überlieferten niederdeutschen Bruchstücken und der Wittenberger Katalognotiz sehr gut möglich, da ich nicht wüßte, in welchem sonstigen deutschen Prosatext die Namen König Karl und Gerhart sonst unterzubringen wären. Ich betone: die hier erwogene Verbindung zwischen den niederdeutschen *Gerart-van-Rossiliun*-Bruchstücken bzw. ihrer hypothetischen hochdeutschen Vorlage und der Wittenberger Handschrift Nr.8 erscheint mir zwar möglich und sinnvoll; zwingend und beweisbar ist sie nach Lage der Dinge nicht. Aber wenn man vor einem unter den mittelalterlichen deutschen Sprach- und Literaturdenkmälern so isolierten Text nicht schlichtweg resignieren will, dann darf man kühne Einfälle zur Diskussion stellen. Infolgedessen glaube ich, meine Arbeitshypothese über die Entstehung der niederdeutschen *Gerart-van-Rossiliun*-Prosa noch um einen zweiten Gedanken erweitern zu dürfen.

Bei den Überlegungen, welches höfische Literaturzentrum in Deutschland als Auftraggeber bzw. Zielpublikum einer Verdeutschung des altfranzösischen *Girart-de-Roussillon*-Epos in Frage kommen könnte, wird man, so meine ich, in erster Linie an den Braunschweiger Welfenhof denken müssen. Dort konnte man, als Folge eines durch die mehrfachen welfischen Heiratsbeziehungen mit französischsprachigen Fürstenhäusern im 12. und 13. Jh. ermöglichten Besitzes von altfranzösischen Dichtungshandschriften, durchaus Kenntnis vom *Girart*-Epos haben. Im Auftrage des mit Elisabeth von Brabant vermählten Herzogs Albrecht des Großen war um 1280/90, wie erwähnt, die monumentale *Braunschweigische Reimchronik* verfaßt worden. In dieser ist unter anderem auch eine ausführliche, aus Liebe, Bewunderung und Mitleid ge-

73 Vgl. K. BARTSCH, *Ein altes Bücherverzeichnis*, Germania 24 (1884) 16-21, dort S.16. (Statt des handschriftlichen *dryen* druckt Bartsch irrtümlich *Doyen*).

74 BARTSCH (wie An.72) S.19.

mischte Darstellung des tragischen Lebensweges Heinrichs des Löwen enthalten. Im Umkreis Herzog Albrechts wird man, so vermute ich, bei einer Lektüre der altfranzösischen *Girart*-Dichtung die erstaunlichen Ähnlichkeiten des poetischen Lebensweges des französischen Sagenhelden mit dem realen Lebensweg des eigenen Ahnherrn nicht übersehen haben. Der braunschweigische Herzogshof also (und soviel ich sehe, nur er) bietet somit alle Voraussetzungen, die die Entstehung einer Verdeutschung des altfranzösischen *Girart*-Epos möglich und sinnvoll zugleich erscheinen lassen.

Mit dieser in Umrissen angedeuteten Entstehungshypothese zur mittelniederdeutschen *Gerard*-Prosa, deren Ausarbeitung ich in Kürze vorzulegen hoffe, breche ich meine Überlegungen zum Wandel der Erscheinungsformen der deutschen Schreib- und Literatursprache Norddeutschlands im ausgehenden Hoch- und beginnenden Spätmittelalter ab. Die Niederdeutsche Philologie hat, so glaube ich gezeigt zu haben, allen Anlaß, sich diesem Komplex künftig mit verstärkter Intensität zuzuwenden.